

10<sup>7</sup>/<sub>2</sub> 830 a.

Zur Frage über den Ursprung  
der perfectivierenden Function der Verbalpräfixe.

Nebst Einleitung über das Zusammenwirken des syntaktischen  
und phonetischen Factors.



Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Grades eines

Magisters der vergleichenden Sprachkunde

verfasst und mit Genehmigung

Einer Hochverordneten historisch-philologischen Facultät  
der Kaiserlichen Universität zu Dorpat

zur öffentlichen Verteidigung bestimmt

von

**Carl Recha.**

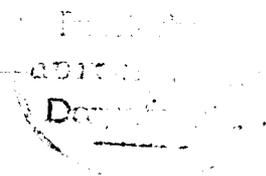
Ordentliche Opponenten:

Docent Dr. L. Masing. — Prof. Dr. J. Baudouin de Courtenay.  
Prof. Dr. Leo Meyer.



**Dorpat.**

Schnakenburg's Buchdruckerei.  
1893.



Gedruckt mit Genehmigung der historisch-philologischen Facultät.  
Dorpat, den 10. December 1892.  
Nr. 257.

Decan: Prof. Dr. R. Mücke.

MEINEM HOCHVEREHRTEN LEHRER

HERRN

PROF. DR. LEO MEYER

AUS TIEFGEFÜHLTER DANKBARKEIT

GEWIDMET.

S. 112, 75

# Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung . . . . .	7
Literatur-Angaben . . . . .	9
<b>I. Capitel: Syntax und Phonetik in ihrem wechselseitigen Verhältniss zu einander . . . . .</b>	<b>11</b>
§ 1. Indogermanisch . . . . .	11
§ 2. Kategorien der Laute . . . . .	16
§ 3. Entwicklung a) des Reinlautlichen, b) der syntakt. Beziehungen . . . . .	17
§ 4. Correlation der Culturstufe und der Sprachentwicklung . . . . .	19
§ 5. Die Gesamtentwicklung der Sprache ist eine allmählich abgestufte . . . . .	21
§ 6. Sprachlicher Zerfall und Aufbau . . . . .	24
§ 7. Die Normaleinheit ist zu gross . . . . .	27
§ 8. Folgen des zu grossen Massstabes . . . . .	29
§ 9. Phonetik in ihrem Verhältniss zur Syntax . . . . .	37
§ 10. Entwicklung der Tempora im Indogermanischen . . . . .	41
§ 11. Schluss des I. Capitels . . . . .	50
<b>II. Capitel: Eine Functionstübertragung und ihre Folgen . . . . .</b>	<b>55</b>
§ 12. Folgen des Strebens nach lautlicher Kürze der Formen . . . . .	55
§ 13. Anfügen bedeutungsloser Anhängsel an die Wörter ist sehr unwahrscheinlich . . . . .	56
§ 14. Arten sprachlicher Steigerung oder „Verstärkung“ . . . . .	58
§ 15. Accentuelle Steigerung . . . . .	60
§ 16. Semasiologische Steigerung . . . . .	63
§ 17. Die Reduplication . . . . .	64
§ 18. Reduplication als Mittel zur Tempusbildung . . . . .	66
§ 19. Die perfectivierende Function der Reduplicationssilbe wird auf alle Präfixe übertragen . . . . .	69

	Seite
§ 20. Umstände, die diese Functionenübertragung möglich machten	72
§ 21. Analoga zu dieser Functionenübertragung und weitere Verbreitung der neuen Bewegung . . . . .	75
§ 22. Versuch einer wissenschaftlichen Würdigung des Streitberg'schen Artikels . . . . .	77
§ 23. Schluss des II. Capitels; Recapitulation . . . . .	81
<b>III. Capitel: Gotische Verbalpräfixe . . . . .</b>	<b>82</b>
§ 24. Arten der Verbalpräfixe . . . . .	82
§ 25. Das Verhältniss gotischer Präfixe zu griechischen . . . . .	84
§ 26. Doppelsetzung des Präfixes und die Genesis der Trennbarkeit der nhd. Verbalpräfixe . . . . .	90
§ 27. Gotische Tempora . . . . .	95
§ 28. Beispiele der Composita mit ga- . . . . .	96
§ 29. Fortsetzung . . . . .	101
§ 30. Fortsetzung . . . . .	104
§ 31. Schluss der Beispiele zu ga-; historischer Rückblick . . . . .	109
§ 32. Verschiedene Beispiele . . . . .	114
§ 33. Fortsetzung: Composita . . . . .	116
§ 34. Fortsetzung: Simplicia . . . . .	120
Schluss . . . . .	123
Thesen . . . . .	124

## Vorbemerkung.

Das Endziel der vorliegenden Untersuchung war eigentlich, nachzuweisen, dass im Gotischen sämtliche Verbalpräfixe die perfective Actionsart bewirken, während dementsprechend Verba simplicia die imperfective Actionsart zum Ausdruck bringen. Dieser Beweis ist nunmehr erbracht worden von W. Streitberg in Paul und Braune's Beiträgen Band XV (1891), pag. 70 ff., so dass es rein Eulen nach Athen tragen hiesse, wollte ich dasselbe Thema noch einmal lediglich von diesem Standpunkte aus behandeln.

Da Streitberg jedoch ohne jegliche Vermittelung baltisch-slavische Verbalkategorien aufs germanische Gebiet übertragen hat, laboriert seine sonst sehr wertvolle Arbeit an einer äusserst empfindlichen Lücke, die ich nach Kräften auszufüllen gesucht habe. Was hierbei das Gotische speciell anbelangt, so werde ich mich so kurz als möglich fassen, da im Uebrigen der freundliche Leser in Streitberg's Artikel die sonstigen Details leicht finden kann.

## Literatur-Angaben.

- Behaghel, O., Die deutsche Sprache. Leipzig u. Prag 1886.
- Bernhardt, E., Vulfila oder die gotische Bibel mit dem entsprechenden griechischen Text. Halle 1875.
- Bruchmann, K., Psychologische Studien zur Sprachgeschichte. Leipzig 1888.
- Brugmann, K., Grundriss der vergl. Grammatik der indogermanischen Sprachen. Strassburg 1890.
- Водуанъ де-Куртенъ, И., Нѣсколько словъ о сравн. грамм. индоевропейскихъ языковъ. С.-Петербургъ 1882.
- Curtius, G., Bemerkungen über die Tragweite der Lautgesetze, insbesondere im Griech. und Lat.; in den Berichten über die Verhandlungen der Kgl. sächs. Ges. der Wissenschaft. Leipzig 1871.
- Delbrück, B., Einleitung ins Studium der indogermanischen Sprachen. 2. Aufl. Leipzig 1884.
- Derselbe, Das altindische Verbum. Halle 1874.
- Derselbe, Altindische Tempuslehre. (SF. 2.) Halle 1876.
- Derselbe, Altindische Syntax. (SF. 5.) Halle 1888.
- Dorfeld, C., Ueber die Function des Präfixes ge- (got. ga-) in der Composition mit Verben. Teil I: Das Präfix bei Ulfila und Tatian. Giessener Diss. 1885.
- Grimm, J., Die deutsche Grammatik, a) 1. Aufl., b) 3. von Scherer besorgte Ausgabe.
- Von der Gabelentz und Löbe, Vulfila; Text, Gramm. und Glossar.
- Heyne, M., Kurze Laut- und Flexionslehre der altgermanischen Dialekte, 3. Aufl. Paderborn 1880.
- Kirchhofer, Th., Ueber die deutsche Partikel ge-. Revaler Gymnasialprogramm von 1875.
- Meyer, Leo, a) Vergleichende Grammatik der griech. und lat. Sprache, Berlin 1865; b) dasselbe in 2. Aufl. Teil I. Berlin.
- Derselbe, Die gotische Sprache. Berlin 1869.
- Menge, H., Repetitorium der lat. Grammatik und Stilistik, 3. Aufl. Wolfenbüttel 1878.

- Iw. Müller's Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, Band II. 2. Aufl. München 1890.
- Neue, Fr., Formenlehre der lat. Sprache, 2. Aufl. Berlin 1875.
- Paul, H., Principien der Sprachgeschichte, 2. Aufl. Halle 1886.
- Derselbe, Grundriss der germ. Philologie, Band I. Strassburg 1891.
- Pietsch, P., Einige Bemerkungen über ge- bei Verben. Paul und Braunes Beitr. Band XIII, (1888) pag. 516 ff.
- Pott, Fr., Doppelung (Reduplication und Geminatio) als eins der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache. Lemgo 1862.
- Derselbe, Verschiedene Bezeichnung des Perfects in einigen Sprachen und Lautsymbolik. Laz. und Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachw. Band XV, pag. 287 ff.
- Rösch, H., Itala und Vulgata. Das Sprachidiom der christlichen Itala und der catholischen Vulgata unter Berücksichtigung der römischen Volkssprache, 2. Aufl. Marburg und Leipzig 1875.
- Streitberg, W., Perfective und imperfective Actionsart im Germanischen. Paul und Braunes Beitr. Band XV, (1891) pag. 70 ff.
- Steinthal, H., Abriss der Sprachwiss. 1. Teil: Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Berlin 1881.
- Derselbe, Antikaulen etc. Laz. und Steinthals Zeitschrift f. V. u. S. (1862). Band III, pag. 225 ff.
- Schuchardt, H., Ueber die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker.
- Schulz, E., Gotisches Glossar. Magdeburg 1847.
- Tobler, L., Uebergang zwischen Tempus und Modus. Laz. und Steinthals Zeitschrift f. V. u. S. Band II, pag. 29 ff.
- Wiedemann, Estnische Grammatik. St. Petersburg.
- Whitney, W. D., Indische Grammatik. Leipzig 1879.
- Derselbe, Die Sprachwissenschaft. Whitney's Vorlesungen über die Principien der vergleichenden Sprachforschung für das deutsche Publicum, bearbeitet und erweitert von Dr. Julius Jolly. München 1874.
- Zierner, H., Das psychologische Moment in der Bildung syntaktischer Sprachformen. Goldberger Dom-Gymnasialprogramm von 1879.

## I. Capitel.

### Syntax und Phonetik in ihrem wechselseitigen Verhältniss zu einander.

#### § 1. Indogermanisch.

Jede Messung beruht im letzten Grunde darauf, dass man sich eine Normaleinheit construirt, an welcher das gegebene Ganze abgeschätzt wird, d. h. es wird dargethan, wie sich das zu Messende zu dem der Messung zu Grunde gelegten Massstabe verhält. Hierbei sind 3 Fälle möglich:

- 1) das zu Messende ist dem Massstabe gleich;
- 2) das zu Messende ist kleiner als der Massstab;
- 3) das zu Messende ist grösser als der Massstab.

Auch die Sprachwissenschaft hat, um das gegenseitige Verhältniss der verschiedenen Zweige des indogermanischen Sprachstammes zu einander näher bestimmen zu können, sich eines Massstabes bedienen müssen. Ihre Normaleinheit ist das sogenannte Indogermanische, d. h. der mutmassliche Sprachzustand der Indogermanen kurz vor der wissenschaftlich angenommenen Trennung der einzelnen Stämme.

Vor allen Dingen drängt sich nun die Frage heran: Wie war das Indogermanische beschaffen?

Ziemlich allgemein wird angenommen, dass das Indogermanische

- 1) die Summe aller innerhalb der zur Sippe gehörenden Einzelsprachen überhaupt zur Verwendung gelangten Laute besass (cf. Delbrück, Einleitung, pag. 52 ff. u. 138 ff.);

2) hatte das Indogermanische 3 Geschlechter, 3 Zahlen und 8 Casus (Whitney-Jolly, pag. 118).

Anmerkung. Delbrück, Einleitung, pag. 91, sagt: „Es ist nämlich mehr als wahrscheinlich, dass ursprünglich im Indogermanischen erheblich mehr Casus vorhanden waren als diejenigen, welche wir jetzt in der Nominaldeclination des Sanskrit finden, und es wäre also möglich, dass, wo wir jetzt mehrere Endungen eines Casus zu erblicken glauben, ursprünglich wirklich mehrere Casus vorhanden waren, und dass solche Endungen verloren gegangen sind, welche zu den uns erhaltenen die vermissten Parallelen liefern würden.“

Also auch hier ist die Summe sämtlicher in den zugehörigen Sprachen vorkommenden Geschlechter, Zahlen und Casus angenommen worden. Ja, nach der soeben herangezogenen Stelle müsste man eigentlich noch einige „erschlossenen“ Casus hinzunehmen.

3) Es gilt allgemein, dass die Flexion und somit natürlich auch die Conjugation schon im Indogermanischen abgeschlossen gewesen sei (Delbrück, Einleitung, pag. 76 f., und Whitney-Jolly, pag. 403 ff., u. a. a. O.), so dass auch hier wiederum das Indogermanische die Summe sämtlicher in den Einzelsprachen vorkommenden Verbalformen nach jeder Richtung hin repräsentiert.

Daher allgemein: Das Indogermanische bildet lautlich und formell die Summe aller auf dem indogermanischen Sprachgebiete vorkommenden sprachlichen Erscheinungen.

Direct sowohl als indirect finden wir diese Annahme ausser an oben angeführten Stellen auch sonst ausgesprochen.

So sagt Whitney-Jolly, pag. 405:

„Schon in der Vorstufe der indogermanischen Sprachgeschichte, welche der Theilung der gemeinsamen Grundsprache vorausliegt, hatte die Formengestaltung eine ganze Reihe verschiedener Stufen durchlaufen, man hatte Wörter

und Formen auf einander gehäuft, bis die synthetische, formenbildende Richtung auf einem Höhepunkt angelangt war, dem gegenüber die spätere Sprachentwicklung im Ganzen genommen als eine absteigende, als ein fortwährender Verfall zu bezeichnen ist.“

Dieselben Anschauungen finden wir bis in die jüngste Gegenwart herein in den hervorragendsten Gelehrtenkreisen Deutschlands als die herrschenden überall vertreten.

So sagt Leskien, Handb. der altb. Spr., pag. 101 (§ 89):

„Von den ursprünglichen indogermanischen Tempora sind [im Altbulg.] nur vorhanden das Präsens (mit Participien) und der Aorist Indie.“

So sagt Fr. Kluge, Vorgesch. der altgerm. Dialekte in Paul's Grundriss der germ. Philol., pag. 371 § 35, 6:

„Die idg. Conjugation besass noch zahlreiche anderen Präsensbildungen auf ô, von denen das Germ. nicht die geringste sichere Spur aufzeigt. So fehlt dem Germ. völlig der reduplicierende Präsensstypus von lat. gigno griech.  $\mu\mu\upsilon\omega$   $\pi\pi\tau\omega$  lat. se-ro, sisto. Es fehlen sichere Spuren von Präsenssuffix skô (griech.  $\beta\acute{\alpha}\sigma\chi\omega$  skr. gacchâmi).“

Und ibid., pag. 384 § 46:

„Den ursprünglichen Reichtum an Flexionsformen, den die idg. Ursprache besessen hat, bewahrt das Germanische nicht. Innerhalb der Substantivdeclination äussert sich das Aussterben alter Formen am wesentlichsten im Fehlen des alten Duals, der beim Verb und Pronomen sich weit länger hielt; kein ächter Dual hat sich beim Substantiv erhalten. Aber man glaubt seine einstige Existenz im Urgerm. erschliessen zu dürfen . . . . . Die Anschauungen über die agerm. Duale schwanken, über die urgerm. Endung des Nom. Dual hat man sich nicht geeinigt und für andere Dualformen fehlt jeder weitere Anhaltspunkt.“

Cf. ibid. Behaghel, pag. 592 § 112; pag. 609 § 131, 1 etc. etc.; desselben „deutsche Sprache“, pag. 9 u. a. a. O.

Streitberg, in Paul und Braune's Beiträgen, Band XV, pag. 116 sagt:

„Was nun die erste bedingung anlangt, so lässt sich allerdings nicht leugnen, dass die zahl der indogermanischen ‚tempora‘ im germanischen eine starke einbusse erlitten hat. Nicht weniger als vier derselben sind vollständig untergegangen, nämlich das imperfect, der aorist, das plusquamperfect und das futurum. Nur präsens und perfect sind erhalten, jenes zur bezeichnung der gegenwärtigen und zukünftigen, sowie der zeitlosen handlung, dieses zum ausdrück der vergangenheit.“

Eine Art allgemeiner Uebersicht der Verbalverhältnisse überhaupt finden wir Whitney-Jolly, pag. 391:

„Von diesem alten System von Verbalformen, wie es sich vor der Ausscheidung der indogermanischen Einzelvölker aus dem Urstamme gebildet hatte, hat jedes der letzteren einen Theil aufgegeben, jedes dafür aber auch eine Reihe von Neubildungen aufzuweisen, die theils zum Ersatz für das Verlorene, theils auch zur Ergänzung des Vorhandenen aufkamen, um die Feinheit und Mannigfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks zu steigern. Unübertroffen an reicher und glücklicher Entfaltung des Formenbaues, an sorgfältigem und geschicktem Auseinanderhalten der begrifflichen Distinctionen steht das griechische Verbum da: fast ohne irgend etwas von dem alten Stammcapital einzubüssen, hat es eine Menge neuer Formen dazu gewonnen, die dem Scharfsinn des Sprachforschers, der ihren Ursprung zu ermitteln strebt, manche Räthsel zu rathen aufgeben.“

„In nicht allzuweitem Abstände folgt das Latein, das die starken Einbussen, die es schon in vorgeschichtlicher Zeit erlitten hatte, ebenfalls schon in dieser Zeit durch neue Errungenschaften, durch secundäre Zusammensetzungen auszugleichen verstanden hat: dahin gehört z. B. das Imperfect auf -bam, das Futurum auf -bo und die Perfecte auf -ui und

-si, lauter Zusammensetzungsproducte, die aus der Verbindung der Wurzel mit dem Verbum substantivum hervorgegangen sind.

„An Reichthum sowohl als an Bedeutsamkeit der Verbalformen sind die beiden Sprachen des classischen Alterthums dem Sanskrit weit überlegen. Das germanische Verbum hat eine Periode der ärgsten Verarmung durchgemacht, in der es nur noch das alte Präsens, das zugleich als Futurum gebraucht wurde, und ein Präteritum besass, das an die Stelle des alten reduplicierten Perfects getreten war; jedem dieser beiden Tempora stand ausserdem noch ein Coniunctiv zur Seite. Die lebenden Sprachen der germanischen Familie haben sich dadurch eine Menge neuer Ausdrucksformen für die Tempora und Modi geschaffen, dass sie von Hülfsverba einen sehr ausgedehnten Gebrauch gemacht und hierin wirklich ein treffliches Ersatzmittel für die alten synthetischen Formen gewonnen haben.“ (Cf. auch *ibid.* pag. 118 oben).

Ich muss gestehen, dass dieses ewige Registrieren von imaginären allseitigen Verlusten, wie es selbst in den neuesten wissenschaftlichen Handbüchern betrieben wird, wie wir soeben gesehen, einen ganz deprimierenden Eindruck macht. Darnach sieht es fast so aus, als ob unser ganzer Besitz an sprachlichem Erbgut aus lauter Verlusten bestehe und uns armen Epigonen nur das trostlose Geschäft übriggeblieben sei, zu constatieren, wie leichtsinnig und verschwenderisch unsere Vorfahren gewirtschaftet haben, so dass, wo sie selber im Ueberflusse schwelgten, wir uns mit traurigen Ueberbleibseln kümmerlich behelfen müssen, so gut es eben geht, worüber uns selbst die mitunter erwähnten „Neubildungen“ oder „Ersatzbildungen“ keinen rechten Trost gewähren wollen, da der Verlust z. B. in temporaler Hinsicht auf dem slavo-deutschen Gebiete beinahe unersetzlich zu sein scheint. Die beständigen Klagen über angebliche „Verluste“ lassen gar keine rechte Freude über den etwaigen

Besitz aufkommen; daher wollen wir „Verlust“ und „Ersatz“ einer genaueren Prüfung zu unterziehen versuchen, soweit das überhaupt möglich ist.

## § 2. Kategorien der Laute.

Das Material, woraus sich eine Sprache aufbaut, sind die Laute, und zwar sowohl einzelne als auch Lautcomplexe.

Die Laute verwendet die Sprache in zwifacher Hinsicht:

- 1) Laute werden aneinander gerückt, um gewisse Begriffe auszudrücken;
- 2) dieselben Laute werden aber auch benutzt, um an den geprägten Wörtern die zur Durchsichtigkeit und Klarheit der Rede notwendigen syntaktischen Beziehungen zum Ausdruck gelangen zu lassen; dieses geschieht vornehmlich durch die Flexionsendungen.

Anmerkung 1. Der etwaige Ursprung der Flexionsendungen ist für uns hier gleichgiltig. Ueber diese Frage vergleiche man Delbrück, Einleitung, Cap. V.

Anmerkung 2. Dass im grossen Ganzen die Laute der 1. sowohl als auch der 2. Kategorie den allgemeinphonetischen Gesetzen unterliegen, kann uns nicht befremden, da doch alle Laute gleichen Ursprungs sind; andererseits ist aber auch nicht schwer einzusehen, dass die 2. Kategorie in die Syntax hineingreift, da doch sämtliche Flexionsendungen eben syntaktische Beziehungen zum Ausdruck zu bringen haben.

Demnach muss der Lautverlust ein zwifacher sein:

- 1) Abfall der Laute schlechthin, wobei weder der Begriff des Wortes, noch die Beziehung eine wahrnehmbare Einbusse erlitten zu haben scheinen;
- 2) Abfall der Beziehungselemente.

Diese beiden Kategorien des Lautverlustes dürfen nicht ungesondert abgehandelt werden, da sie sich recht wesentlich von einander unterscheiden. Nämlich der in der 1. Kategorie untergebrachte Verlust wird gar nicht als solcher gefühlt, ja, im Gegenteil: die Sprache ist unaufhörlich bestrebt,

sich des reinlautlichen Ballastes möglichst zu entledigen, wie wir in der Folge sehen werden.

Wie ganz anders dagegen verhält es sich mit den Beziehungslauten (2. Kategorie)! Träger der syntaktischen Beziehungen sind zum Verständniss der Rede unentbehrlich, folglich darf die Sprache sie nicht ohne weiteres aufgeben, wenn sie eben keine Rückschritte machen soll. Ueber diesen Punkt aber sagt Whitney-Jolly, pag. 414:

„Bei keiner Sprache tritt irgend einmal ein Stillstand der Entwicklung ein, ebenso wenig ist ein Rückschreiten derselben in geschichtlich bewegten Zeiten zu bemerken.“

Daher muss die Syntax für neue Auskunftsmittel sorgen, sobald die alten unwirksam geworden sind.

## § 3. Entwicklungsgang a) des Reinlautlichen, b) der syntaktischen Beziehungen.

Die Sprachen zeigen insgemein das Streben nach möglichster lautlicher Kürze der Formen (Delbrück, Einleit. pag. 103 ff. u. a. a. O.; Bruchmann, Psychol. Stud. pag. 177 ff.)

Whitney-Jolly sagt pag. 111 im Allgemeinen über diesen Vorgang:

„Kaum haben die Menschen ein Wort geprägt, so fangen sie auch an — nicht mit überlegter Absicht natürlich, sondern aus freiem Antriebe und gleichsam unbewusst — darauf Bedacht zu nehmen, wie die auf die Aussprache verwendete Zeit und Mühe sich wohl verringern liesse, wie verwickelte und schwierige Lautverbindungen zu vereinfachen wären, welche Bestandtheile eines Wortes entbehrlich genug sein dürften, um es durch Weglassung derselben auf eine kürzere und bequemere sprechbare Form zu bringen.“

Und *ibid.* pag. 268 heisst es:

„Ein haushälterischer Zug geht durch das ganze Leben der Sprache hindurch; alle überflüssigen, für den täglichen

Gebrauch nicht unerlässlichen Elemente schrumpfen zusammen und fallen von selbst von dem Baum der Sprache ab, ohne dass es der Scheere des Grammatikers bedürfte.“

Ganz in demselben Sinne äussert sich auch Paul, *Principien* pag. 188, 208 und 331 ff. — Ein flüchtiger Blick z. B. auf die romanischen und germanischen Sprachen, insbesondere aber aufs Englische genügt vollkommen, das sprachgeschichtlich wichtige Factum zu constatieren, dass die lautliche Entwicklung der Sprachen sich in absteigender Linie bewegt.

Ist hier ein Rückschluss gestattet — und aus Rückschlüssen baut sich ja doch unsere Kenntniss der prähistorischen Periode der menschlichen Cultur überhaupt auf (Paul, *Principien* pag. 4.) — so war die Ursprache in lautlicher Beziehung quantitativ (und höchst wahrscheinlich auch qualitativ, cf. Delbrück, *Einleit.* pag. 52 ff. und 57 ff.) reicher als durchschnittlich jede relativ spätere Periode der Sprachentwicklung, so dass die Sprache im Laufe ihrer Weiterentwicklung von längeren und volleren Formen zu kürzeren herabsteigt.

Wie verhält es sich aber mit der syntaktischen Entwicklung der Sprachen? Diese vollzieht sich gerade in umgekehrtem Verhältniss zur lautlichen. Denn wie wir das im Laufe der Zeiten vor sich gehende Zusammenschrumpfen der ursprünglichen lautlichen Fülle auf Grund vorliegender Resultate der vergleichenden Sprachforschung als eine unleugbare sprachhistorische Thatsache hinzustellen vollkommen berechtigt sind, mit demselben Recht dürfen wir auch constatieren, dass die Syntax, vom Einfachsten ausgehend, sich erst im Laufe der Zeit immer weiter und weiter zu künstlicheren Gebilden erhebt, also gerade umgekehrt sich zur quantitativen Lautentwicklung verhält. Denn von der simpelsten Parataxe ausgehend gelangt der Mensch im Verhältniss zur weiteren allgemeinen

Ausbildung seiner Geisteskräfte erst in späterer Zeit zu freiem Gebrauch und vollständiger Herrschaft über die kunstvoll in einander geschlungenen Formen der Hypotaxe.

Während z. B. die Inder über die Parataxe kaum hinaus kamen, war es den geistig ungleich weiter vorgerückten Griechen vorbehalten, das syntaktische Gebiet mit glänzendem Erfolge einer höheren Entwicklungsstufe zuzuführen als es bis dahin von irgend einem anderen Volke geschehen war und auch überhaupt geschehen konnte; denn die griechische Cultur stand zu ihrer Zeit auf einer solchen Höhe, dass sich kein zweites Volk darin so leicht mit dem griechischen messen konnte, die Ausbildung der intellectuellen Kräfte des menschlichen Geistes aber und Ausbildung der Sprache stehen mit einander in continuierlicher Relation.

#### § 4. Correlation der Culturstufe und der Sprachentwicklung.

Dass die Sprache eines Volkes zu der Culturstufe desselben in innigster Beziehung steht, wird niemand in Abrede stellen wollen.

Steinthal, *Abriss der Sprachw.* I. pag. 81 sagt:

„So heisst uns denn auch, den Ursprung der Sprache erforschen nichts Anderes als die geistige Bildung kennen lernen, welche der Spracherzeugung unmittelbar vorangeht, einen Zustand und gewisse Verhältnisse des Bewusstseins als Bedingungen begreifen, unter denen die Sprache hervorbrechen muss, und dann einsehen, was der Geist durch sie gewinnt, und wie sie sich gesetzmässig weiter entwickelt.“

Und *ibid.* pag. 85:

„Die Sprache ist also eine Geburt, eine Emanation aus dem Bewusstsein, eine Entwicklungsstufe des Geistes, die mit Notwendigkeit dann eintritt, wenn die geistige Bildung an einen gewissen Punkt ange-

langt ist. Sie entspringt aber der Seele des Menschen zu allen Zeiten in gleicher Weise, wird immer in gleicher Weise im Bewusstsein concepiert und geboren; denn die Seele ist in allen Geschlechtern der Menschen dieselbe, und das Bewusstsein wird zu allen Zeiten von denselben Gesetzen regiert. Wie jedes Embryo in einer bestimmten Epoche seiner Entwicklung dieses und jenes Organ bildet, so bildet die Seele auf einem gewissen Punkte nothwendig Sprache, heute wie in der Urzeit.“ (Cf. auch *ibid.* pag. 87 ff.)

Und *ibid.* pag. 88:

„Die Rede von heute ist darum und insofern von der des Kindes und der des Menschen der Urzeit verschieden, weil und als auch der Blick des Mannes ein anderer ist als der des Kindes, und der Blick des Kenners ein anderer ist als der des Ungeübten.“

Bruchmann, Psychol. Stud. pag. 176 sagt:

„Die Kunst Gefühl auszudrücken ist mit den reicheren Gefühlen reicher geworden. . . . Da nun die Menschen im Verkehr ihr Gefühl hauptsächlich durch Sprache ausdrücken, so muss die Sprache dem erweiterten und verfeinerten Gefühlsbedürfnis entsprechen.“

Hierzu stimmt auch vortrefflich, was W. Grimm, Klein. Schr. III. pag. 518 (citirt bei Bruchmann, Psychol. Stud. pag. 295) über Sprachentwicklung sagt:

„Das Wort hat seine organische Form und darin besteht sein Leben, die menschliche Seele bläst ihm aber erst den Geist ein, von ihm (ihr) empfängt es seine Bedeutung. Ein buchstäbliches Verständniss giebt es nicht, der Gehalt eines Wortes steigt und sinkt, dehnt sich aus oder zieht sich zurück, im einzelnen erscheint das nach Willkür, aber im grossen hängt es vom Gang der Bildung ab, der wieder grossen Naturgesetzen folgt. Das ist die Geschichte unserer Sprache, der Geist wächst, aber das Mittel, das uns zu seiner Aeussderung anvertraut ist, erkaltet lang-

sam wie die Erdrinde und wir bemühen uns nur arbeitsam, die Oberfläche zu durchfurchen, um den täglichen Bedarf zu erzielen.“

So sagt Whitney-Jolly, pag. 307 über die deutsche Sprache:

„Eine Sprache wie die deutsche ist so zu sagen eine ungeheure Encyclopädie, in der sich die Erkennungen und Erfahrungen einer ganzen Welt und einer Reihe von Generationen niedergelegt finden; sie ist so vielseitig und kosmopolitisch, so schwer zu erfassen und als Ganzes zu begreifen wie unsere Cultur; während dagegen die Sprache eines rohen und in Abgeschlossenheit lebenden Volksstammes — wie z. B. der Lappländer, der Eskimos oder der Bewohner der Fidschi-inseln — ein vergleichsweise treues und deutliches Abbild ihrer Verhältnisse und ihres Charakters liefern wird.“

(Hierzu vgl. man auch das in § 10 von Tobler Angeführte, und Whitney-Jolly, pag. 290 unten).

Auf diese Wechselbeziehungen zwischen Culturstufe und Sprachentwicklung basieren sich auch sämtliche Rückschlüsse über den Bildungsgrad des indogermanischen Urstammes vor seinem mutmasslichen Auseinandergehen, worüber Whitney-Jolly, pag. 307 ff. ausführlicher handelt.

### § 5. Die Gesamtentwicklung der Sprache ist eine allmählich abgestufte.

In dem Masse als die lautliche Wucht und Fülle — das Grobsinnliche, die Materie, wenn man so sagen darf (cf. Whitney-Jolly, pag. 158) — schwindet, nehmen die syntaktischen Complicationen zu, d. h. der in der Ausbildung seiner intellectuellen Anlagen fortschreitende Geist durchdringt und durchgeistigt die Materie immer in dem Grade, als er selber durch

Abstractionen sich von der Materie loszureissen und in die ideelle Welt sich emporzuschwingen im Stande fühlt.

Natürlich kann man hierbei nicht von streng abgesteckten Grenzen etwaiger Entwicklungsperioden reden, wie der Sprachhistoriker sie sich gern wünschen möchte, um eine feste Gliederung für seine Darstellung im Stoffe selbst schon fertig vorzufinden; denn in allmählicher Abstufung rückt der Entwicklungsprocess des Geistes vor und somit auch derjenige der Sprache, da beide, wie wir oben gesehen, unzertrennlich mit einander Hand in Hand gehen von der Urschöpfung der Sprache an bis auf den heutigen Tag.

Paul, Principien pag. 31 sagt:

„Auf allen gebieten des sprachlebens ist eine allmählig abgestufte entwicklung möglich.“

Die Entwicklung der Sprache hat Max Müller nicht unzutreffend mit einem Strome verglichen, der von kleinen Anfängen ausgehend fast unmerklich sich dermassen erweitert, dass aus dem ursprünglichen unansehnlichen Bächlein bald ein Bach, aus diesem wiederum ein Fluss, und aus dem Flusse schliesslich ein mächtiger Strom wird, ohne dass man überall genau das Ende des einen und den Anfang des andern zu bestimmen im Stande wäre, dass man z. B. angeben könnte, wo der Bach aufhört und der Fluss etwa beginnt.

Daher sind die von Curtius aufgebrachten 7 Stufen der Sprachentwicklung sowohl als auch Whitney's Wurzel- und Flexionsperiode, so unentbehrlich sie dem Sprachforscher bei seinen Untersuchungen immerhin sein mögen, nicht als wirkliche historischen Thatsachen zu nehmen, so dass man mit einiger chronologischen Sicherheit angeben könnte, wo die eine Periode etwa aufhöre und eine andere beginne, sondern lediglich als aus den Spracherscheinungen

auf wissenschaftlichem Wege abstrahierte Kategorien, um mit Hilfe derselben eine möglichst rationelle Systematisierung des sonst so spröden Stoffes zu ermöglichen.

Paul, Principien pag. 141 sagt hierüber:

„Wir dürfen auch hier die ansicht nicht gelten lassen, als seien in der entwicklung der sprache zwei perioden zu unterscheiden, die eine, in welcher der ursprüngliche sprachstoff, die sogenannten wurzeln, geschaffen würde, und eine zweite, in welcher man sich begnügt hätte, aus dem vorhandenen stoffe combinationen zu gestalten. In der entwicklung der volkssprache giebt es keinen zeitpunkt, in welchem die urschöpfung abgeschlossen wäre. Andererseits haben sich gewiss kurz nach den ersten urschöpfungen dieselben arten der weiterentwicklung des ursprünglich geschaffenen geltend gemacht, wie wir sie in den späteren perioden beobachtet haben.“

Sogar trotz seiner, Whitney-Jolly pag. 364 f. angesetzten „historischen Realität der Wortstämme und Wurzeln“ sagt Whitney, *ibid.* pag. 269:

„Es ist offenbar ganz verkehrt und unmöglich, irgendwo in der Sprachgeschichte eine Demarcationslinie zu ziehen und zu sagen: die und die Abweichungen sind späte Neubildungen, jene dagegen sind ursprünglich und kommen aus der ältesten Sprachepoche der Vielheit und Unbestimmtheit her. Bei noch so grossem Wechsel der äusseren Verhältnisse müssen sich doch in allen Phasen der Sprachgeschichte die Grundzüge und Hauptgesetze der Entwicklung sprachlicher Organismen gleich geblieben sein; und nur dadurch kann man das Dunkel einer unbekannteren vorgeschichtlichen Urzeit aufhellen, dass man die lebenden und die in den Denkmälern überlieferten todtten Sprachen durchforscht und die auf diesem Wege abstrahierten Gesetze auf die frühesten Perioden des Sprachlebens anwendet.“

## § 6. Sprachlicher Verfall und Aufbau.

Aus dem bisher Entwickelten erhellt, wie verkehrt es überhaupt ist, von einem sprachlichen „Verfall“ oder „Absterben“ (wenigstens in dem bisher üblichen Sinne) zu reden. Denn was lautlich wirklich „zerfällt“ oder „abstirbt“, ist 1) etwas Entbehrliches und braucht daher nicht ersetzt zu werden, folglich kann man das aber auch nicht Verlust nennen, was ganz und gar nicht als solcher empfunden wird; 2) gehen Träger der Beziehung nur scheinbar verloren, da der etwaige Verlust an Flexionsendungen etc. durch syntaktische Combinationen stets gedeckt wird.

Paul, Principien pag. 298 sagt:

„Gänzlich fallen lassen muss man die für die geschichte der indogermanischen flexion beliebte scheidung in eine periode des aufbaues und eine periode des verfalls. Das, was man aufbau nennt, kommt ja, wie wir gesehen haben, nur durch einen verfall zu stande, und das, was man verfall nennt, ist nur die weitere fortsetzung dieses processes. **Aufgebaut wird nur mit hülfe der syntax.** Ein solcher aufbau kann in jeder periode stattfinden, und aufgebautes tritt immer als ersatz ein da, wo der verfall ein gewisses mass überschritten hat.“ Denn, wie derselbe Autor, *ibid.* pag. 208 sagt, „bedürfniss und mittel zur befriedigung [desselben] suchen sich immer in das gehörige verhältniss zu einander zu setzen, wozu eben sowohl gehört, dass das unnütze ausgestossen wird, wie dass die lücken nach möglichkeit ausgefüllt werden.“

(Ausführlicher handelt hierüber Whitney-Jolly, pag. 156—160 und 204 ff.).

Diese Thatsache hat schon Bopp zugestanden; denn, *Vocalismus* pag. 2 (citiert bei Delbrück, *Einleit.* pag. 19) sagt er:

„Wir ergreifen sie [die Sprachen] nämlich in einem Zustande, wo sie syntaktisch zwar sich noch vervollkommen mochten, in grammatischer Beziehung aber schon mehr oder weniger von dem verloren haben, was zu der vollendeten Einrichtung gehörte, in welcher die einzelnen Glieder in genauem Verhältniss zu einander standen, und alles Abgeleitete noch durch ein sichtbares, ungetrübttes Band an das, wovon sie ausgegangen, sich anschloss.“

Was Bopp und seine Ansichten überhaupt betrifft, so findet man eine eingehendere Würdigung der Verdienste dieses Begründers der Sprachwissenschaft bei Delbrück, *Einleit.* Cap. I, u. a. a. O.; hier möchte ich nur auf den Mangel einer genaueren Classificierung des Sprachstoffes und auf die diesem Uebelstande entsprossene Unbestimmtheit der Terminologie und das Ineinanderlaufen der Kategorien hinweisen.

Bopp's „syntaktische Beziehung“ deckt sich mit unserem landläufigen Begriff von der Syntax; aber unter der „grammatischen Beziehung“ versteht Bopp alle überhaupt möglichen lautlichen Vorgänge, insbesondere jedoch die Beziehungslaute, die Träger der syntaktischen Beziehungen, die eigentlichen flexionbewirkenden Elemente.

Dass nun die flexionbewirkenden morphologischen Elemente mit ihren sämtlichen Eigenheiten einerseits zwar ins phonetische Gebiet hineingehören — sofern man nämlich lediglich die lautliche Seite der Flexionsendungen, des Augments etc. in Betracht zieht; dass sie andererseits aber auch in die Syntax hineinragen, sobald man die durch Flexionsendungen etc. zum Ausdruck gelangenden syntaktischen Beziehungen, d. h. ihre morphologischen Functionen isoliert von lautlichen Elementen betrachtet; dass schliesslich jedoch im Redeaete stets beide Kategorien, die lautliche sowohl als auch die syntaktische zusammenwirken müssen, um den inneren Zusammenhang der Begriffe im

Sätze (durch Laute) auch äusserlich näher zu kennzeichnen: hat Bopp zu seiner Zeit begreiflicher Weise noch nicht klar genug erkannt. Daher der Widerspruch der in den oben angeführten Worten Bopp's liegt, wenn man erwägt, dass also unter der „grammatischen Beziehung“ dort Lautliches und Syntaktisches in eine Kategorie zusammengefasst wird.

Noch weit wunderlicher für uns äussert sich Schleicher über die Entwicklung der Sprachen im Allgemeinen, die deutsche Spr. pag. 64 f. (cf. *ibid.* pag. 115 ff.). Die Stelle setze ich hierher, wie ich sie Whitney-Jolly, pag. 204 Fussnote, citiert finde:

„Je länger Völker leben, . . . . . desto mehr zieht sich der Geist aus der Sprache, aus dem Laute heraus, in dem er einst allein lebte. . . . . Wir wollen das Gefühl für die Function des Wortes und seiner Theile kurzweg Sprachgefühl nennen. Das Sprachgefühl also ist der Schutzgeist der sprachlichen Form; in dem Masse wie es weicht und zuletzt ganz schwindet, bricht das lautliche Verderben über das Wort herein.“

Diese Ansicht, die zu dem bisher Erörterten in directem Gegensatze steht, stellt alle Empirie einfach auf den Kopf. Da Schleicher den Geist an den Buchstaben kettet, setzt er voraus, dass „der Mensch mit seinen grösseren Zwecken“ nicht nur nicht „wächst“, sondern im Gegenteil kleiner wird, dass der menschliche Geist nicht nur keiner Vervollkommnung fähig, sondern entschieden auch längst im Niedergange begriffen sei, und es gehört wahrlich keine allzugrosse Schergabe dazu, auf Grund einer derartigen Ansicht seinen bevorstehenden gänzlichen Untergang mit Sicherheit vorauszusagen.

Der eigentliche Grund dieser Anschauung Schleicher's gipfelt ebenso wie bei Bopp in der ungenügenden Specialisierung der Laute überhaupt, d. h. in der Verken- nung der zweifachen Functionssphäre der Laute und des

gemeinsamen Zusammenwirkens des syntaktischen und phonetischen Factors. Selbst bei den Neueren, z. B. Delbrück, Einleit. pag. 138 finden wir, dass Reinlautliches und Beziehungselemente promiscue abgehandelt werden, so dass also Laute schlechthin vollkommen adäquat gesetzt werden ihrer morphologischen Function.

### § 7. Die Normaleinheit ist zu gross.

Vergleicht man einerseits den heutigen Culturzustand der civilisierten Welt mit demjenigen früherer Jahrhunderte — von Jahrtausenden ganz zu geschweigen —, so wird man z. B. schon allein im Hinblick auf den heutigen Stand der Naturwissenschaften zugeben müssen, dass der menschliche Geist sich auf eine früher ungeahnte Höhe emporgeschwungen hat; beachtet man andererseits aber auch das bisher Dargelegte, wo hoffentlich zur Genüge gezeigt worden ist, in einem wie engen Zusammenhange Ausbildung des Geistes mit der Ausbildung der Sprache steht, so dass der Causalnexus unter keinen Umständen zu verkennen ist: — wie erklärt es sich nun, dass selbst bis auf die allerjüngste Gegenwart herab immer noch die Ansicht herrschen kann, dass die Einzelsprachen bald dieses, bald jenes in morphologischer Beziehung „verloren“ haben sollen, was das Indogermanische besass? Nach dieser letzteren Annahme muss man auch zugestehen, dass der Indogermane den heutigen Culturmenschen an geistiger Entwicklung weit überragte, besonders aber den Engländer, dessen Sprache, nach Whitney-Jolly pag. 407, bis zur Hälfte schon im Stadium der Einsilbigkeit und der fast gänzlichen Einbusse an Flexionen angelangt ist, woraus nach Schleicher folgen würde, dass den Engländern das „Sprachgefühl“, damit zugleich aber auch der Geist fast gänzlich abhanden gekommen sein muss. War der Indogermane seinen heutigen Enkeln an Geist wirklich überlegen? Könnte er es überhaupt sein?

Was die letzte Frage anbelangt, so beantwortet Paul, Principien pag. 140 sie sehr treffend mit folgenden Worten: „So schwebt denn über dem Vorgange [der Urschöpfung der Sprache] ein gewisses mystisches Dunkel, und es tauchen immer wieder Ansichten auf, die ihn auf ein eigentümliches Vermögen der ursprünglichen Menschheit zurückführen, welches jetzt verloren gegangen sein soll. Solche Anschauungen müssen entschieden zurückgewiesen werden. Auch in der gegenwärtig bestehenden leiblichen und geistigen Natur der Menschen müssen alle Bedingungen liegen, die zu primitiver Sprachschöpfung erforderlich sind. Ja, wenn die geistigen Anlagen sich zu höherer Vollkommenheit entwickelt haben, so werden wir daraus sogar die Konsequenz ziehen müssen, dass auch diese Bedingungen jetzt in noch vollkommenerer Weise vorhanden sind als zur Zeit der ersten Anfänge menschlicher Sprache.“

Hierzu vergleiche man auch Steinthal, Abriss I. pag. 85 (citirt in § 4.), und Whitney-Jolly pag. 269 und 675.

Die letzte, wohlberechtigte Konsequenz Paul's spitzt die erste Frage noch mehr zu. Worin liegt nun die Lösung dieses Widerspruches, dass trotz des unleugbaren höheren Aufschwunges des Geistes dennoch in sämtlichen indogermanischen Einzelsprachen Verluste zu verzeichnen sind gegenüber dem Indogermanischen?

Das Geheimniss liegt hier einfach darin, dass die der Messung zu Grunde gelegte Normaleinheit, das Indogermanische, gegenüber den zu messenden Ganzen, den betreffenden Einzelsprachen, ein<sup>e</sup> unverhältnissmässig grosse ist.

Wie wir § 1 sahen, bildet das Indogermanische ein Ganzes, wozu sich die Einzelsprachen wie Teile verhalten: was Wunder, dass die Teile einzeln genommen kleiner sind als das Ganze, dass einzelne Posten alle an und für sich

kleiner sind als ihre Gesamtsumme? Ein Wunder wäre es ja schon, wenn die Teile einzeln auch nur das Ganze erreichen sollten!

Während sonst unter allen Umständen ein möglichst kleines, oder wenigstens ein vernünftiges Mittelmass als Normaleinheit dem zu Messenden zu Grunde gelegt zu werden pflegt, hat man hier (ob mit Recht oder Unrecht, wird im folgenden § näher erörtert werden) die grösste Einheit als Massstab angesetzt.

Hierzu kommt auch der von Paul, Principien pag. 28 gerügte Uebelstand, um die Verwirrung noch zu vermehren. Dort heisst es nämlich:

„Unser grammatisches System ist lange nicht fein genug gegliedert, um der Gliederung der psychologischen Gruppen adäquat sein zu können. Wir werden noch vielfach Veranlassung haben, die Unzulänglichkeit desselben im einzelnen nachzuweisen. Es verführt ausserdem dazu das, was aus einer Sprache abstrahirt ist, in ungehöriger Weise auf eine andere zu übertragen. Selbst wenn man sich im Kreise des Indogermanischen hält, erzeugt die Anwendung der gleichen grammatischen Schablone viele Verkehrtheiten. Sehr leicht wird das Bild eines Sprachzustandes getrübt, wenn dem Betrachter eine nahe verwandte Sprache oder eine ältere oder jüngere Entwicklungsstufe bekannt ist. Da ist die grösste Sorgfalt erforderlich, dass sich nichts Fremdartiges einmische. Nach dieser Seite hin hat gerade die historische Sprachforschung viel gesündigt, indem sie das, was sie aus der Erforschung des älteren Sprachzustandes abstrahirt hat, einfach auf den jüngeren übertragen hat.“

### § 8. Folgen des zu grossen Massstabes.

Die erste Frage, zu deren Beantwortung wir nunmehr gedrängt werden, lautet: hat man überhaupt ein Recht, mit

einem viel zu grossen Massstabe alle Einzelsprachen abzumessen?

Gemäss dem bisher Erörterten kann die Antwort darauf natürlich nur verneinend ausfallen; wieweit dagegen die Begründung dieser verneinenden Haltung sich als stichhaltig erweisen wird, soll der freundlichen Beurteilung des Lesers überlassen bleiben.

Als eine unabweisbare Folge des allzugrossen Massstabes erweist sich vor allen Dingen der Umstand, dass schon a priori constatirt werden kann, dass sämtliche Einzelsprachen im Verhältniss zu dem „erschlossenen“ (in Wirklichkeit existiert ja bekanntlich so etwas nicht!) Normalungeheuer notwendiger Weise wenigstens in dieser oder jener Beziehung irgend etwas eingebüsst haben müssen, d. h. ausser dem organischen lautlichen Verluste auch einige Casus, Verbalformen etc. nicht aufzuweisen haben können, ergo Rückschritte gemacht haben müssen ungeachtet dieses nicht zu vergessenden Umstandes, dass man in die Normal-einheit ohne jegliche Bedenken Sachen und Dinge hineingetragen hat, die durchaus nicht unbedingt in jeder Einzelsprache, die ihrem individuellen Entwicklungsgange gefolgt ist, vorzukommen brauchen. Dazu behandelt man in praxi alle Einzelsprachen nach der „gleichen grammatischen Schablone“, obgleich in Theorie davor gewarnt wird.

Bequem mag schon ein solches Verfahren sein, sonst könnte man seine so vielfach vorkommende Anwendung gar nicht begreifen; ob's aber auch richtig ist, etwas so Individuelles wie die Sprachen überhaupt (cf. Cap. II, § 22), ohne weitere Umstände in das mit kaltem Blut construierte Prokrustesbett zu stecken, dürfte doch mehr als fraglich erscheinen. Denn ein solcher Vergleich, wo man schon im Voraus constatiren kann, dass sämtliche Einzelsprachen nolens volens Rückschritte gemacht haben müssen, wo man also den Rückschritt a priori in sie hineinconstruiert hat,

ohne irgend einen ernstlichen Versuch zur Rechtfertigung dieses Verfahrens zu machen, hat nicht nur nichts Belehrendes, sondern ist die offenbarste unwissenschaftliche Willkür, der reinste Despotismus und giebt ein vollkommen verkehrtes Bild von der sprachlichen Entwicklung.

Mir kommt dieses Verfahren etwa so vor, als wenn die Naturforscher sich ein „Normalwesen“ z. B. in Rücksicht der Fortbewegungsorgane construieren wollten, um die anderen Geschöpfe darnach zu beurteilen, ob sie in ihrer diesbezüglichen Entwicklung vorwärts oder rückwärts geschritten sind. Natürlich müssten die Leute, entsprechend dem Verfahren der Linguisten, sich ein Ungetüm „erschliessen“, das zum mindesten die grösstmögliche in der Natur überhaupt vorkommende Anzahl von Beinen, Flügeln und Flossen besitzt. Mit diesem Normalungeheuer verglichen, würden selbstverständlich alle Geschöpfe ohne Ausnahme diese oder jene Verluste zu verzeichnen haben, und Vierfüssler und Vögel würden hierbei natürlich viel glimpflicher davorkommen als der Mensch mit seinen armseligen 2 Beinen, obgleich er mit seinen geregelten Communicationsmitteln wie Eisenbahnen, Dampfschiffen, Telegraphen und ähnlichen Einrichtungen sämtlichen Tieren unendlich überlegen ist.

Das schwerwiegendste Argument jedoch gegen dieses übliche Verfahren besteht darin, dass man durchaus gar kein Recht hat, die Flexionen — und hier liegt ja eben das grosse Feld der vermeintlichen Verluste κατ' ἐξοχήν — einzig und allein von der reinlautlichen Seite aus, also ganz und gar einseitig abzuhandeln. Denn jegliche Flexionselemente gehören, wie wir oben gesehen, infolge ihrer Doppelnatur zugleich sowohl in die Lautlehre als auch in die Syntax, der Gang der historischen Entwicklung dieser beiden grammatischen Kategorien aber verläuft in entgegengesetzter Richtung, so dass dem phonetischen Ver-

fall der syntaktische Aufbau gegenübersteht und ihre Wechselwirkung eine unleugbare ist.

Natürlich ist zuerst eine isolierte Betrachtung der beiden soeben genannten Kategorien notwendig, wie das im Allgemeinen Paul, Principien pag. 2 verlangt, wo es heisst:

„Während diese [Gesetzeswissenschaften, wie Mathematik und Psychologie] naturgemäss immer die Wirkung jeder einzelnen Kraft aus dem allgemeinen Getriebe zu isolieren streben, um sie für sich in ihrer reinen Natur zu erkennen, und dann durch Aneinanderreihen des gleichartigen ein System aufzubauen, so hat im Gegenteil die geschichtliche Principienlehre gerade das Ineinandergreifen der einzelnen Kräfte ins Auge zu fassen, zu untersuchen, wie auch die verschiedenartigsten, um deren Verhältnis zu einander sich die Gesetzeswissenschaften so wenig als möglich kümmern, durch stätige Wechselwirkung einem gemeinsamen Ziele zusteuern können. Selbstverständlich muss man, um das Ineinandergreifen des mannigfaltigen zu verstehen, möglichst klar darüber sein, welche einzelnen Kräfte dabei thätig sind, und welches die Natur ihrer Wirkungen ist. Dem Zusammenfassen muss das Isolieren vorausgegangen sein.“  
Denn, wie derselbe Autor *ibid.* pag. 16 sagt, „jede Erfahrungswissenschaft erhebt sich zu um so grösserer Exactheit, je mehr es ihr gelingt, in den Erscheinungen, mit denen sie zu schaffen hat, die Wirksamkeit der einzelnen Factoren zu betrachten.“

Ist nun einerseits das Isolieren der Factoren allerdings dringend geboten, so vergesse man aber andererseits auch nicht, dass das Isolieren nur Mittel zum Zweck, nur eine Vorarbeit zu dem Zusammenfassen ist; daher sagt Paul, Principien pag. 7 mit vollem Recht:

„Es ergibt sich demnach als eine Hauptaufgabe für die Principienlehre der Culturwissenschaft, die allge-

besteht in einer unwillkürlich zunehmenden Abschleifung und Uniformierung auch der syntaktischen Formen, theils durch den mechanischen Effect des vielfachen Gebrauchs überhaupt, theils durch das mehr dynamische Streben, die Sprache in freierer Weise den immer wechselnden und sich mehrenden Bedürfnissen des fortschreitenden Lebens anzupassen, während doch ihre Bildsamkeit eine natürliche Schranke hat. Im vorliegenden Falle äussert sich diese Richtung des Sprachgeistes als eine Neigung, zunächst für die Sprache des täglichen Verkehrs, bei der wechselnden Ausdehnung und Mischung der Geselligkeit, auch in höheren Begriffssphären, möglichst gefügige, höfliche, milde Wendungen zu nehmen. Eine frühere Zeit oder eine weniger cultivierte Menschheit, die dies Bedürfniss nicht kennt und befriedigt, ist darum innerlich nicht besser: im Gegenteil, je freier man mit der Sprache umgeht, um so mehr kommt der Geist zum Bewusstsein seiner idealen, auch an ihre ältesten und ehrwürdigsten Offenbarungen nicht für immer gebundenen Natur, und hinter der mehr oder weniger bewussten Accommodation an die Convenienzen der realen Welt muss durch den blossen Gegensatz das Bewusstsein der reinen Wahrheit hervorgerufen werden und kann eher Raum gewinnen als bei der unbewussten, zauberartigen Gewalt der Sprache über frühere Generationen. So dient die Sprache auch in ihrer scheinbaren Verderbniss, ja eben in ihrer Knechtsgestalt, der Vervollkommnung des mündig gewordenen Geistes. Aber freilich, das muss wiederholt werden, eben weil es sich so verhält, gilt von der Sprache, was eine seither selbst abgestorbene Philosophie von sich sagte: sie malt grau in grau; sie bleibt zwar ein Spiegel des Geistes, aber sie muss mit sorgfältig

geschärftem Sinne, durch ein compliciertes System von Mittelgläsern hindurch gedeutet werden.“

### § 11. Schluss des I. Capitels.

Was die zu Ende des § 8 hingestellte Erwähnung einer historischen Berechtigung der analytischen Richtung der neueren Sprachen als einer organischen höheren Entwicklungsstufe der synthetischen Sprachen anbetrifft, so soll hier in aller Kürze eine Begründung dieser Behauptung versucht werden.

Die üblichen Bezeichnungen einer „synthetischen“ und „analytischen“ Periode gehen auf reine Aeusserlichkeiten, so dass man durch die Beschaffung dieser zwei allerdings notwendigen Termini technici der Hauptsache, nämlich einer psychologischen Begründung dieser Spracherscheinungen, auch nicht um Haaresbreite näher gekommen ist; daher wird die diesbezügliche Frage wohl am zweckentsprechendsten so zu formulieren sein:

Giebt es überhaupt ein erkennbares psychologisches Moment, das dem synthetischen und analytischen Sprachbau zu Grunde liegt, und wird durch dieses Moment die analytische Richtung als die relativ jüngere in der Wirklichkeit aber auch, entsprechend unserer Anschauung von sprachlicher Weiterentwicklung, als die fortgeschrittenere documentiert?

Dass die Beantwortung der ersten Frage zugleich auch die Antwort auf die zweite involviert, ist offenbar.

Oder hat Whitney-Jolly vielleicht Recht, wenn er (pag. 413 unten) behauptet, „es bestehe durchaus keine Kluft zwischen den alten und neuen Sprachen, wie Manche glauben, und es wäre daher ganz unberechtigt, verschiedene Triebkräfte in beiden wirksam zu erblicken und zu glauben, dass etwas in jenen möglich sei, was in diesen unmöglich, oder umgekehrt“?

Da die sprachmotorischen Kräfte sammt und sonders einer und derselben Psyche entspringen, kann selbstverständlich von qualitativ verschiedenen Triebkräften weder in den alten, noch in den neuen Sprachen füglich die Rede sein; aber dennoch unterscheiden sich alte und neue Sprachen ganz gewaltig von einander, ob man eben diesen Unterschied eine „Kluft“ nennen will oder nicht. Nämlich die alte (synthetische) Periode steht der Urschöpfung der Sprache, wo die Beschaffung der Lautcomplexe für Begriffe noch die Hauptthätigkeit des Geistes bildete, viel näher als jede relativ spätere Periode; darum ist ihr die Bedeutung des Wortes die Hauptsache, die vorausgeschickt wird, während die Beziehungselemente als die erst in zweiter Linie wichtigen Bestandteile der Rede hinterher folgen, wogegen in der neuen (analytischen) Periode, nachdem die materielle Seite der Sprache schon so vielfach durchgeistigt worden war, gerade umgekehrt die Beziehungen als das Wichtigste empfunden und möglichst in den Vordergrund geschoben werden.

Hieraus erklärt sich auch die grössere Concretheit der alten Sprachen gegenüber der Abstractheit der neuen. Ueber diesen Punkt sagt Ziemer, Junggramm. Streifz.<sup>2</sup> pag. 38 sehr zutreffend:

„Einfache sinnliche Anschauungen gaben den ersten Impuls zur Form des Gedankenausdruckes; eine entwickeltere Zeit trug abstractere Auffassungen hinein. Ich will nur an eine in allen Sprachen, die eine Geschichte haben, gleichmässige Thatsache erinnern. Ein gemeinsamer Zug in der Entwicklung aller Sprachen ist das Erblässen des Sinnlichen, Concreten und der Uebergang ins Abstracte, Conventionele. Die primitiven Anschauungsformen waren bilderreich, die Sprache reich an metaphorischen Redewendungen; später ging das sinnliche Element, das sich im

Bilde spiegelte, verloren oder schwand wenigstens aus dem Sprachbewusstsein.“

Anmerkung. Ueber „analytisch“ und „synthetisch“, cf. auch Whitney-Jolly, pag. 406—415, wo diese beiden Kategorien auf mehr als fragliche äusserlichen Ursachen, nämlich auf „gewisse im Laufe der Sprachentwicklung selbst durch Gewohnheit entstandenen Sprachneigungen“ zurückgeführt werden.

Diese allgemein durchgreifende Tendenz, die Beziehungselemente den betreffenden zugehörigen Begriffen vorzuschicken, zeigt sich in der Declination ebenso consequent als in der Conjugation. In weniger entwickelten Sprachen tritt sie natürlich auch weniger oder fast gar nicht auf. So sagt z. B. Whitney-Jolly, pag. 480 über die sogen. scytischen Sprachen:

„Das ganze Leben der Sprache concentrirt sich hier auf die Bedeutungsgeschichte.“

Vom psychologischen Standpunkte aus ist diese Tendenz sehr wohl begreiflich. Vom Concreten rückt die Sprache unaufhaltsam zum Abstracten hinauf, und mit der weiteren Ausbildung des Geistes geht eine freiere Handhabung der Sprache Hand in Hand. Die an den Lautcomplexen haftenden Begriffe waren allmählich so geläufig geworden, dass vielfach nur eine Andeutung der betreffenden Laute genügte, um das beabsichtigte Bild in der Seele des Zuhörers wachzurufen, dessen Hauptinteresse sich daher nunmehr den Wechselbeziehungen der einzelnen Vorstellungsmassen untereinander zuwandte. Aus demselben Grunde musste aber auch dem Redenden besonders am Herzen liegen, eine möglichst klare und durchsichtige Verknüpfung der Begriffe zum Ausdruck zu bringen. So hatten die Beziehungselemente als die in den neueren Sprachen das Interesse des Redenden und Hörenden in besonderem Grade beanspruchenden den Begriffen selbst gewissermassen den Rang abgelaufen, wie es der normale Verlauf der höheren syntaktischen

Entwicklung der Sprache notwendiger Weise mit sich bringen musste.

Da diese Vorgänge in der allgemeinen Psychologie begründet sind, so müssen sich analoge Erscheinungen in dieser Hinsicht mehr oder minder in allen Sprachen nachweisen lassen je nach der Entwicklungsstufe der in Betracht gezogenen Einzelsprachen. Darum ist es vollkommen unbillig, von vorwiegend analytischem Charakter der romanischen oder germanischen Sprachen zu reden, wie z. B. Whitney-Jolly das pag. 412 thut, als ob dieses „analytische“ Streben der Sprache nichts Allgemeines, allen Sprachen Gemeinsames, sondern auf einzelsprachlichem Boden Entstandenes sein sollte: es ist im Grunde genommen eben nichts anders als die natürliche Weiterentwicklung der „synthetischen“ Richtung, und verhält sich zu dieser wie eine jüngere Entwicklungsphase zu einer älteren; denn das lässt sich doch wohl ohne grosse Mühe nachweisen, dass das Romanische sowohl als auch das Germanische direct auf sogen. „synthetische“ Sprachen zurückgehen und erst im Verlaufe ihrer weiteren Entwicklung während der historischen Periode den „analytischen“ Charakter angenommen haben und zwar in dem Sinne, dass sie die syntaktischen Beziehungen auf den ersten Plan stellen.

Das Zusammenschrumpfen der Laute schlechthin war ein in der Natur der Sache selbst begründeter, sehr begreiflicher Process; daher, um nicht nur die Sprache nicht einem allmählichen gänzlichen Aussterben anheimfallen zu lassen, sondern dazu noch — womöglich mit dem Vorhandenen allein — den immer mehr und mehr gesteigerten Ansprüchen des täglichen Lebens gerecht zu werden, ergriff die Sprache das an den zahllosen syntaktischen Combinationen ihr zu Gebote stehende fast unerschöpfliche Mittel, um damit den jeweiligen Bedarf zu decken, die Sprache stets zu regenerieren.

Als die Sprache nun einmal ein so ergiebiges Mittel zu ihrem weiteren inneren Ausbau besass, trug sie auch gar keine Bedenken, der oben erwähnten allgemeinen Strömung zu Liebe von demselben einen so ausgedehnten Gebrauch zu machen, dass die alten Flexionsformen immer mehr und mehr schwanden und ihre Functionen fast ausschliesslich (namentlich im Romanischen und Germanischen) durch präfixale Elemente vollzogen wurden. —

Nachdem gezeigt worden, wie unerlässlich es ist, syntaktische und phonetische Factoren in ihren Wechselwirkungen zusammenhängend zu betrachten, sobald es sich um Beziehungselemente resp. ihren Schwund handelt, werde ich im nächsten Capitel auf einen jener Fälle etwas näher eingehen, wo phonetische Vorgänge meines Erachtens lediglich von der Syntax aus erklärt werden können.

## II. Capitel.

### Eine Functionsübertragung und ihre Folgen.

#### § 12. Folgen des Strebens nach lautlicher Kürze.

Wie im I. Cap. dargethan wurde, zeigen die Sprachen insgesamt das Streben nach lautlicher Kürze der Formen. Dadurch entstehen so mannigfaltige Veränderungen mit den Lautcomplexen, dass man in gar vielen Fällen ihre ursprüngliche Form an und für sich nicht mehr erkennen kann (Zierner, das psychol. Mom. pag. 4 ff.; Brugmann, Grundriss, Band II pag. 13; insbesondere auch Whitney-Jolly, pag. 111 ff.).

Dem natürlichen Verlauf der Dinge gemäss werden selbstverständlich die am meisten gebrauchten flectierten Wörter auch am meisten abgeschliffen (Schuchardt, Lautges. pag. 25 ff.); so das Nomen, und vor allen Dingen das Verbum (cf. Whitney-Jolly, pag. 113 ff.).

Während die Declination meist mit Suffixen operiert, deren Thätigkeit später in präfixale Elemente verlegt wird (cf. Rönsch, Itala und Vulgata, pag. 482, 6 und Whitney-Jolly a. a. O.), setzt die Conjugation aus leichtbegreiflichen Gründen alles Mögliche in Bewegung, um ihre weit mannigfaltigeren Zwecke zu erreichen: Suffixe, Präfixe und inneren Ablaut. Hierdurch werden massenhafte lautlichen Collisionen hervorgerufen, die die Sprache zu beseitigen oder wenigstens zu mildern sucht, natürlich auf Unkosten der einzelnen

Laute, so dass die Formen im Laufe der Zeit immer dunkler und verworrener werden (Delbrück, Einleitung, pag. 99).

Da jedoch jeder Zweig der grossen idg. Sprachgruppe innerhalb der allgemeinen Grenzen mehr oder minder auch seine eigenen, speciellen Bedürfnissen angemessenen Lautgesetze ausgebildet hat, so gewinnen wir oft aus diesen Separatbestrebungen die Möglichkeit, die ursprüngliche, allen zu einer und derselben Familie gehörenden Einzelsprachen zu Grunde liegende Form eines Wortes mit eventueller Sicherheit zu erschliessen, d. h. den lautlichen Entwicklungsgang des betreffenden Wortes annähernd wenigstens festzustellen. Denn was die eine Sprache ohne weiteres fallen liess, daran hielt eine andere mit grosser Zähigkeit fest, und so ergänzen sich denn oft die zugehörigen Wörter gegenseitig zu einem mehr oder weniger deutlichen etymologischen Gesamtbilde. Nehmen wir z. B. das deutsche Wort „rot“, das schon auf der gotischen Stufe viel vollere Vocale zeigt und „rauda“ heisst; im Altindischen kommen wieder andere Elemente zum Vorschein, wie wir an „ráuhita“ sehen können, das jedoch aus \*„ráudhita“ entstanden sein muss, worauf das griechische „ῥοδρός“ hinweist (Leo Meyer, die got. Spr. § 259).

### § 13. Anfügen bedeutungsloser Anhängsel an die Wörter ist sehr unwahrscheinlich.

Wenn man nun, sogar abgesehen von dem ausgeprägten allgemeinen Streben nach Kürze der Formen, nur beachtet, wie haushälterisch die Sprache die ihr zu Gebote stehenden, im Verhältniss zu den Anforderungen recht kärglich bemessenen Mittel zu verwerten weiss (cf. Paul, Principien, pag. 118, 208, 263 f. und 331 f.; Whitney-Jolly, pag. 111 ff.

und 268 f.), so drängt sich wohl unwillkürlich jedem unbefangenen Beobachter die Ueberzeugung auf: vom Standpunkte der sprachlichen Oekonomie aus ist es schon a priori höchst unwahrscheinlich, dass die Sprache ohne jegliche Absicht bedeutungslose Anhängsel an die Wörter fügen sollte; am allerwenigsten aber, soweit wir das idg. Sprachgebiet überschauen können, spielt sie so mit Verbalpräfixen, gleichviel ob deren Bedeutung noch lebendig ist oder nicht.

Anmerkung. In den ugro-finnischen Sprachen, wie z. B. im Estnischen, wo das Verbum im Gegensatze zu dem Idg. auf einer sehr primitiven Entwicklungsstufe steht, kennt man bedeutsamer Weise noch gar keine Verbalpräfixe. (Wiedemann, Estn. Grammatik, pag. 316).

Wenn uns z. B. das gotische Präfix ga- bei Verben ganz willkürlich angesetzt und weggelassen zu werden scheint, wie solches bei J. Grimm, deut. Gramm. II. Teil (3. von W. Scherer besorgte Ausg.), pag. 843 und ebenso ibid. (1. Aufl.), pag. 868 Anmerk. 4, und desgleichen bei Gabelentz und Löbe, got. Gramm., pag. 147 Anmerk. zu cc.) angenommen wird, so kommt das einfach daher, dass man die Function des ga- in solchen Fällen nicht begriffen hat, und uns also, um mit Tobler zu reden, das zum richtigen Verständniss derartiger sprachhistorischen Facta erforderliche „complicierte System von Mittelgläsern“ fehlt.

Baudouin de-Courtenay in seiner Schrift *несколько словъ о срав. грам. индо-европ. языковъ* (= Einige Worte über die vergl. Gramm. der indo-europ. Spr.), pag. 12, sagt sehr treffend:

„Каждый научный человекъ, въ томъ числѣ и изслѣдователь языка, долженъ проникнуться убѣжденіемъ, что нѣтъ ни одного явленія, которому не было бы причины, которое не было бы обусловлено необходимостью, все равно — известна ли намъ эта причина и понятна ли намъ въ данномъ случаѣ эта необходимость, или же нѣтъ. Все въ природѣ, а слѣдовательно и въ языкѣ.

„причинно“, „естественно“, „законно“, „раціонально“. Въ  
 языкѣ нѣтъ никакого произвола<sup>1)</sup>.“

#### § 14. Arten sprachlicher Steigerung oder „Verstärkung“.

Bei den meisten Forschern, die über das gotische Verbalpräfix *ga-* geschrieben haben, findet sich eine recht sonderbare Kategorie, nämlich diejenige der „unübersetzbar leisen Verstärkung“, die in der Gestalt eines willkommenen Lückenbüssers überall erscheint, wo die übrigen Hilfsmittel der Erklärung nicht mehr verfangen wollen. So sagt Wackernagel, *ahd. Wörterb.* (1. Aufl. 1839), pag. CCXIV, wo er die Functionskategorien der Partikel *ga-* aufgestellt hat, sub 8): „*ge-* verstärkt die Bedeutung des Verbs unübersetzbar leise“.

Dasselbe findet man wieder bei Dorfeld, *Ueber die Function des Präfixes ge-*, pag. 7 und 11. Ihm hat sich im Wesentlichen Pietsch, *Einige Bemerk.*, in Paul und Braune's *Beitr.* XIII, pag. 516 ff., angeschlossen, obzwar er in methodologischer Beziehung vielfach gegen Dorfeld polemisiert.

Ganz ebenso äussert sich Kirchhofer im *Rev. Progr.* 1875, pag. 9 sub I. 2, und pag. 11 sub I. 5.

Was nun aber eine „unübersetzbar leise Verstärkung“ des Verbalbegriffes eigentlich für ein Ding sei, erfahren wir in strenger Scheidung bei den soeben genannten Autoren ebenso wenig als sie uns das Geheimniss verraten, wodurch

1) „Jeder Gelehrte, unter ihnen auch der Sprachforscher, muss durchdrungen sein von der Ueberzeugung, dass es keine einzige Erscheinung giebt, die keine Ursache hätte, keine Erscheinung, welche nicht durch Notwendigkeit bedingt wäre, gleichviel ob uns diese Ursache bekannt, diese Notwendigkeit im gegebenen Falle begreiflich ist oder nicht. Alles in der Natur, folglich aber auch in der Sprache, ist „ursächlich“, „natürlich“, „gesetzlich“, „rationell“. In der Sprache giebt's gar keine Willkür.“

man etwa erkennen könnte, in welchen Fällen *ga-* die besagte Verstärkung bewirkt und in welchen wiederum nicht — was schliesslich doch von grosser Wichtigkeit wäre. Lassen sich aber diese beiden Fälle überhaupt nicht genauer differenzieren, d. h. wird man gezwungen, die Functionssphäre dieser Kategorien sich als eine vollständig verschwommene Linie vorzustellen, so wird ja die ganze Wackernagel'sche 8. Kategorie in die unbestimmte Region der rein subjectiven Gefühlswelt gerückt (was in Gabelentz und Löbe, *got. Gramm.*, pag. 147 Anmerk. zu cc. geradezu angenommen wird) und somit für die Sprachwissenschaft völlig entbehrlich gemacht.

Da diese Differenzierung von keinem der genannten Forscher genügend durchgeführt worden ist, und auch nicht durchgeführt werden konnte, weil ihre Kategorien so sehr ineinander greifen und durcheinander laufen, dass man nicht mit der erforderlichen Sicherheit endgiltig entscheiden kann, welcher von ihnen die jeweiligen Formen zuzuweisen sind — ein Mangel der Classification, den auch Pietsch, *Beitr.* XIII, pag. 517 gegen Dorfeld geltend macht, ohne jedoch etwas Positiveres an Stelle des von ihm Getadelten zu setzen — so wollen wir uns selber zu helfen suchen, so gut es geht.

Ein Wort im Satze — und zwar eigentlich nur in diesem Zusammenhange dürfen die inneren Qualitäten der Wörter erwogen werden, da sie erst im Satze Leben haben (Brugmann, *Grundriss*, Band I. § 644, pag. 485) — kann auf zweierlei Art und Weise verstärkt oder gesteigert werden:

- 1) accentuell;
- 2) semasiologisch.

Eine accentuelle Steigerung wollen wir solche Fälle nennen, wo ein Wort im Satze einen besonderen Nachdruck in der Aussprache erhält, so dass das betreffende Wort quasi schwerer und wuchtiger wird als die übrigen Wörter und dadurch aus der Gesellschaft der

anderen besonders hervorrägt, z. B.: heu me miserum, vae victis, gieb mir das Buch, etc.

Eine semasiologische Steigerung wollen wir dagegen diejenigen Fälle nennen, wo der Grundbegriff eines Wortes zur Vollendung an sich, d. h. zur inneren Vollendung gesteigert wird, z. B.:

- a) Altind.: upari = über, aber uparyupari (Nala I, 2) = weit über; Delbrück, SF. 5, 3: yajñó-yajno = ein Opfer nach dem andern, dhiyá-dhiyā = mit allem Bedacht, etc.
- b) Griech.: φεύγειν = fliehen = auf der Flucht sein, καταφεύγειν = entfliehen, d. h. so fliehen, dass man das Resultat erreicht, also entkommt (cf. Brugmann, Iw. Müllers Handb., II. Band<sup>2</sup>, pag. 179, § 154, Anmerk.), etc.
- c) Lat.: sequi = folgen, aber consequi = erreichen, etc.
- d) Nhd.: „Ich greife nach einem Buche“ — (Resultat ungewiss), dagegen „ich ergreife ein Buch“ — wo das Resultat erreicht wird, etc.

### § 15. Accentuelle Steigerung.

Suchen wir nun vor allen Dingen zu eruieren, ob und wie die Sprache diese beiden Steigerungen kennzeichnet, und wie weit ihre Consequenz bei der Auswahl der Mittel hierzu sich als eine constante zeigen wird.

Accentuell gesteigerte Wörter pflegen formell möglichst kurz zu sein.

1. Alle Interjectionen sind auffallend kurz.

- a) Altind.: ā, hā, he, hāi, aho, baṭ, bata, dhik, bāl, phāt, phal, bhuk, caḷ, as, hīs, has, āṣ, etc. (Whitney, ind. Gramm. 1135).

Anmerkung. Wenn Substantiva und Adjectiva einen interjectionalen Character annehmen, werden sie gern gekürzt, z. B. bhos (= ein gewöhnlicher Zuruf bei der Anrede: „Sie, Herr!“) für den Vocativ von bhavas (Whitney ibid.

1135, c. und 456); are oder re als Voc. von ari Feind; kaṣṭam = „wehe mir!“; diṣṭya = „dem Himmel sei Dank!“; etc. (cf. Whitney, ibid. ff.).

- b) Griech.: ὦ, ἄ, ἔ, αἶ, ὠή, φεῦ, etc.

Anmerk. In Bezug auf die reduplicierten griech. Interjectionen cf. § 16, Anmerk. 1 und 2.

- c) Lat.: io, heu, hei, vae, o, en, hem, a, pro, etc. (cf. Neue, Formenlehre II, 811 ff.).

- d) Got.: o, vai, sai.

- e) Nhd.: ach, o, ei, weh, hm, na, etc.

Anmerk. 1. Man beachte die Contraction der Exclamationen, z. B. Herr Jesus = Herrjees oder gar Herrje, Jemine = Jesu domine, etc. (cf. Paul, Principien pag. 145 f.).

Anmerk. 2. Wenn Whitney-Jolly, pag. 402, behauptet, „dass die Interjectionen, so ausdrucksvoll und bedeutsam sie auch sein mögen, doch nicht als ein eigentlicher, integrierender Bestandteil der Rede anzusehen“ seien, „denn sie gehen keine Verbindungen mit anderen Wörtern ein und haben auf den Bau der Sätze nicht den geringsten Einfluss“, — so brauchen wir nur Sätze wie ecce homo, vae victis, etc. zu betrachten, um einzusehen, dass Whitney's Behauptungen nicht ganz zutreffend sind. Was übrigens den Umstand anbelangt, dass die Interjectionen keine Verbindungen mit anderen Wörtern eingehen, so folgt daraus lange noch nicht, dass die Interjectionen keine integrierenden Satztheile sein können. Denn Delbrück, SF 5, 2 sagt: „Es giebt Interjectionen, welche einen Satz bilden. Dahin gehören die schallnachahmenden, wenn auf sie das satzabschliessende iti folgt. z. B. tād ghrūṁ iti papata das fiel kling! herab (CB 14, 1, 1, 10). Ferner die aufmunternden, wenn sie die Rede beginnen, z. B. hayé narah (RV. 5, 57, 8),“ etc. (Vgl. auch ibid. pag. 35; Leo Meyer, vergl. Gramm. I Band II, pag. 436, wo die Interjectionen „Ausrufungswörtchen“ genannt werden; E. Sievers, Paul's Grundriss pag. 266.)

Anmerk. 3. Zu den Interjectionen (cf. Brugmann, Grundriss Bd. II, pag. 514) im weiteren Sinne dürfte wohl auch der Vocativ der Substantiva mit seinen möglichst kurzen, lautlich erleichterten Formen zu rechnen sein.

2. Von den Verbalformen hat der Imperativ entschieden den meisten Nachdruck im Satze: — die Imperativformen sind auch vielfach die kürzesten Verbalformen, z. B.:

- a) Altind.: bodhâmi — Imper. 2. bodha,  
           yunajmi — „ 2. yungdhi,  
           cinomi — „ 2. cinu, etc.
- b) Griech.: τέρημι — „ 2. τέρει.  
           δίδωμι — „ 2. δίδου,  
           Aor. ἔθηξα — „ 2. θέξ  
           ἔδωκα — „ 2. δός, etc.
- c) Lat.: deleo — „ 2. dele,  
           eo — „ 2. ĩ,  
           dico — „ 2. dic, etc.
- d) Got.: fintha — „ 2. finth.  
           fara — „ 2. far,  
           greta — „ 2. gret, etc.

Anmerkung. Die vielgebrauchten gekürzten lat. Imperativa dic, duc, fac, fer zeigen uns, wie eine Sprache sogar ihre engeren Schranken durchbricht, lediglich in Uebereinstimmung mit einer ganz allgemeinen Tendenz die angestrebte formelle Kürze zu erreichen; denn lautliche Schwierigkeiten lagen hier keineswegs vor, wie die regelmässigen Imperativa der 2. und 3. Conjugation auf e es klar und deutlich beweisen, und dann auch viele Composita von den obengenannten Verba, die doch ihren Imperativ ganz regelrecht auf e bilden, z. B. conficere — confice, efficere — effice, etc. Sogar Simplicia kommen vielfach in der regelrechten Form bei Dichtern (Ennius, Terenz, Plautus), ja selbst bei Prosaikern vor, z. B. face bei Nep. Paus. 2, 4; dann Varro R. R. 5, 7. 23, 1. 26 etc.; dice ibid. 1, 9, 7. 2, 1, 11 etc. (cf. Menge, Repetitorium, pag. 48 sub 150, insbesondere aber Neue, Formenlehre II, 438 ff.).

3. Beachtenswert sind auch die Schwurformeln bezüglich ihrer Kürze, z. B.:

- a) Griech.: μὰ Δία, ἦ Δία, etc.
- b) Lat.: mehercle oder hercle, was eigentlich vollständig lauten müsste: ita me, Hercule iuves; ebenso edepol oder gar pol (bei Plautus besonders häufig) = ita me deus Pollux se. iuuet, etc. (cf. Menge, Repetitorium, pag. 307 sub 655, 3) i); Neue, Formenlehre II, 814 ff.).

## § 16. Semasiologische Steigerung.

Im Gegensatz zu der accentuellen Steigerung, die vorzugsweise durch Formverminderung bewerkstelligt wird, wie wir gesehen, wird durch die semasiologische Steigerung eines Wortes der Grundbegriff desselben zur inneren Vollendung gesteigert, und zwar geschieht dies durch Formzuwachs, der ursprünglich durch Reduplication beschafft wurde: der äussere materielle, durch Doppelsetzung derselben Lautcomplexe bewirkte Zuwachs erhöhte die innere Qualität des betreffenden Begriffes bis zur denkbar möglichen Vollendung an und für sich.

Pott in seinem Artikel „verschied. Bezeichn. d. Perf. in einigen Sprachen und Lautsymbolik“, Laz. und Steinthals Zeitschr. f. V. u. Sprw., Band XV, pag. 207 sagt:

„Man wird demgemäss in der Reduplication des Perfects nebst Plusq. und Fut. exact., ja auch des reduplicierenden Aorist — ein für diese Verhältnisse angemessenes sprachliches Symbol anerkennen müssen. Liegt doch in solcherlei Wiederholung stets eine begriffliche Steigerung.“ (Cf. auch den ganzen § 30 bei Delbrück SF. 5, 51).

Whitney-Jolly, pag. 387 sagt:

„Ferner wurde die Wurzel zweimal gesetzt — und zwar zuerst die ganze Wurzel, während man später nur noch den Anfang wiederholte — um damit u. a. Beziehungen namentlich auch die Vollendung oder Abgeschlossenheit der Handlung symbolisch auszudrücken, und auf diese Weise ein zweites Tempus der Vergangenheit, das Perfect, gewonnen.“

Ueber die etwaige Entstehung der Reduplication sagt Leo Meyer in seiner vgl. Gramm., Band I, pag. 417:

„Gleichwie in freier Rede wir nicht selten ein Wort wiederholen, um Verstärkung auszudrücken, und z. B. sagen

„ein langer, langer Weg“ für „ein sehr langer Weg“, — „ein armer, armer Mann“ für „ein sehr armer Mann“, — „ein liebes, liebes Mädchen“ für „ein sehr liebes Mädchen und ähnliches, — so ist dieses Mittel auch schon sehr früh in der Wortbildung benutzt worden und es kann z. B. im Altindischen fast von jedem Verbum auch eine Verstärkungs- oder Intensivform gebraucht werden, deren wesentliches Kennzeichen die Wiederholung der zu Grunde liegenden Verbalform ist, wie es denn z. B. im Rig-Veda 1, 30, 16 heisst: „*çáçvat* Indras *paú-pruthadbbhis jigâya nâ-nadadbbhis çâ-çvasadbbhis dhânâni* = „immer gewann Indra durch die heftig-knirschenden, heftig-wiehernden, heftig-schnaubenden (Rosse) Reichtümer“, wo alle drei Beiwörter solche Verstärkungsformen sind.“ (Cf. auch Brugmann, Grundriss, Band II § 6).

Anmerkung 1. So zeigen auch die reduplicierten griechischen Interjectionen den höchsten Grad verschiedener Empfindungen an, z. B. *αἰαῖ, ταραῖ, ποποῖ, τοτοῖ*, etc. (Leo Meyer, vgl. Gramm., Band II, pag. 436 ff.).

Anmerkung 2. Hierher gehören auch Stellen, wie z. B. Sophokles' Philoktetes 746, wo die Wiederholungen der Reduplicationssilbe *πα* — zu *παταῖ* einen ganzen jambischen Trimeter ausfüllen, um die unerträglichen Schmerzen des körperlich und seelisch leidenden Philoktetes zum Ausdruck zu bringen und gleichsam auch quantitativ auszumalen.

Anmerkung 3. Eine zweite Art, die semasiologische Steigerung (bei Adjectiven resp. Adverbien) zu bewirken, ist die Comparation, die sogar vielfach ihre beiden Steigerungsstufen durch entsprechenden formellen Zuwachs kenntlich macht.

### § 17. Die Reduplication.

Die Reduplication, wobei eine Wiederholung der vollständigen Wurzel ursprünglich wohl ohne Zweifel stattfand (Whitney, Ind. Gramm. 259; Corssen, Aussprache, Voc. und Beton. der lat. Sprache I. Teil, pag. 313 u. 324; Whitney-Jolly, pag. 387), geriet allmählich ins Schwanken, so dass später statt der Geminatio in den meisten Fällen nur eine

meinen Bedingungen darzulegen, unter denen die psychischen [syntaktischen] und physischen [phonetischen] factoren, ihren eigenartigen gesetzen folgend, dazu gelangen, zu einem gemeinsamen zwecke zusammenzuwirken.“

Nach dieser Seite hin bleibt in der Sprachwissenschaft noch genug zu thun übrig, während die Phonetik verhältnissmässig schon recht eingehende Bearbeitung gefunden hat; denn gerade mit dieser Disciplin beschäftigt sich die herrschende sprachwissenschaftliche Richtung mit besonderer Vorliebe.

Obgleich die Vertreter dieser Richtung in der Theorie nicht unterlassen, eine möglichst allseitige Behandlung des Sprachstoffes zu postulieren, gehen sie in praxi jedoch in der Regel selten oder gar nicht über das engere Gebiet der Phonetik hinaus. Ein äusserst interessantes Beispiel in dieser Hinsicht bietet die kurze Einleitung zur „Sprachgeschichte“ von dem bekannten hochachtbaren Phonetiker E. Sievers, in Paul's Grundriss der germ. Philol. von 1891 Band I, pag. 266 ff. Da die Stelle ausserdem als eine sonstige Bestätigung der vorliegenden Auffassung der phonetischen und syntaktischen Factoren von einiger Wichtigkeit ist, setze ich sie hierher. Sie lautet folgendermassen: „ . . . . Für die wissenschaftliche Sprachbetrachtung ist hiernach die Satzanalyse die erste Aufgabe.

„Dieselbe kann aber wiederum von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen. Man kann z. B. den Satz, der einen begrifflich teilbaren Inhalt besitzt, logisch oder begrifflich in Wörter zerlegen, d. h. aus ihm die Träger der Einzelbegriffe aussondern aus denen sich der Gesamteinhalt des betreffenden Satzes aufbaut. Die Gesamtanalyse der erreichbaren Sätze einer Sprache im engeren Sinne lehrt uns so den Wortschatz derselben kennen. Anhangsweise gehört hierher die begriffliche Seite der Wortbildungslehre.

Andererseits kann man den Satz analysieren mit Rücksicht auf die Bindemittel, welche die Beziehungen der Wörter zu einander ausdrücken. Das wäre syntaktische Analyse. In ihr Gebiet fallen z. B. die Lehre von den Functionen der einzelnen Endungen, die Lehre von der Wortstellung, die Lehre vom Satzaccent, sofern es sich um die Unterscheidung verschiedener Satzarten und dergleichen handelt. Hieran schliesst sich dann die Formenlehre oder Flexionslehre, welche sich mit der äusseren Gestalt der flexivischen Bindemittel des Satzes beschäftigt. Endlich aber kann die Satzanalyse, von dem Inhalt und der grammatischen Form des Gesprochenen ganz absehend, ihr Augenmerk lediglich auf dessen Lautmassen und ihre Erzeugung richten. Das führt zu der Disciplin der allgemeinen Phonetik. Auch diese ist ein notwendiger Bestandteil der Sprachwissenschaft. Nur auf Grund genauer phonetischer Erkenntniss lässt sich eine Lautlehre im engeren Sinne des Wortes aufbauen, und auch ein grosser Teil der Syntax ist ohne phonetische Einsicht nicht zu verstehen. Für diese phonetische Analyse mit Rücksicht auf ihre Verwendung für die Sprachwissenschaft einige Gesichtspunkte zu geben ist die Aufgabe der folgenden Erörterungen.“

Nachdem hier Sievers die Kategorien mit bewunderungswürdiger Präcision aufgestellt hat, moduliert er zum Schluss solange, bis er in seiner Lieblingstonart glücklich angelangt ist, um nun mit Hintansetzung aller übrigen aufgezählten Aufgaben der Satzanalyse ausschliesslich dem Felde der Phonetik seine Arbeitskraft zuzuwenden.

Was speciell die Behauptung, die dieses Verfahren rechtfertigen soll, anbelangt, dass nämlich „ein grosser Teil der Syntax ohne phonetische Einsicht nicht zu verstehen sei,“ so wird jeder Sachverständige, der da überhaupt weiss,

wie genau Phonetik und Syntax naturgemäss zusammenhängen, dieses gern zugestehen; aber man könnte, glaube ich, mit viel grösserem Recht den Satz umkehren und sagen, dass ohne syntaktische Einsicht die phonetischen Vorgänge vielfach erst recht unverständlich bleiben würden, wie ein paar Beispiele es zeigen mögen.

Wir haben in Nhd. die bekannte Schulregel, dass der Dat. Sing. der starken Masculina und Neutra auf *e* ausgeht, dieses *e* aber auch ohne weiteres ausfallen kann, so dass es für die Darstellung der diesbezüglichen syntaktischen Beziehung vollkommen gleichgiltig ist, ob man z. B. sagt dem Tische oder dem Tisch, dem Hause oder dem Haus, etc. Dass hier in letzter Instanz keine phonetischen Gründe vorliegen können, ist doch wohl einleuchtend; woher aber der Abfall des *e*, einer Casusendung, die den Dativ als solchen von den anderen Casus differenzieren würde, umsomehr wo so wie so im Nhd. schon eine scheinbar höchst verwirrende Conformität in dieser Hinsicht herrscht?

Ferner hat die 3. Pers. Plur. Ind. Präs. ihr *t*, das im Mhd. noch lebendig war (cf. E. Martin, Mhd. Gramm. 11. Aufl. § 8), im Nhd. abgeworfen, so dass nunmehr Formen der 1. und 3. Pers. stets zusammenfallen, wie z. B. mhd. „wir lōnen — sie lōnent“ = nhd. „wir lohnen — sie lohnen“, etc. In neuerer Zeit hat sich in vielen Fällen die 2. Pers. Sing. Präs. Ind. der 3. vollständig angeglichen, z. B. früher „du wäschest — er wäscht“, jetzt dagegen „du wäscht — er wäscht,“ etc. Im Französischen sind in der Aussprache — und das ist gerade für die Sprachforschung das Massgebende, denn das Geschriebene ist ja nur ein Surrogat für die lebendige Rede (cf. Sievers, Paul's Grundriss pag. 266) — Numerus-, Casus- und Personalunterschiede im Laufe der Zeit en masse verwischt worden, und nur dank dem Princip der historischen Orthographie werden hier und da noch

graphische Unterschiede beibehalten. Das Englische hat es in der Conformität seiner Verbalendungen so weit gebracht, dass es (nach Whitney-Jolly, pag. 117) „die drei Personen des Plurals unter sich und selbst von denen des Singulars nur durch die vorgesetzten Pronomina unterscheidet, denn alle Personalendungen sind im Englischen, von einigen Spuren bei den sogenannten unregelmässigen Verba abgesehen, unwiederbringlich verloren.“

Woher nun dieses unablässige, so viele phonetische Opfer erheischende Streben nach Conformität und Uniformierung der so unumgänglich notwendigen Träger der syntaktischen Beziehungen?

Dass die allgemeine Phonetik sowohl als auch die spezielle uns hier vollkommen im Stich lässt und ihre Incompetenz gegenüber solchen sprachhistorischen Facta eingestehen muss, liegt zu offen zu Tage, als dass man darüber noch weitere Worte verlieren sollte. Einzig und allein die Syntax kann uns hier die nötige Antwort geben, die im Allgemeinen folgendermassen lautet: die Functionen der Flexionsendungen werden in den neueren Sprachen mit Vorliebe durch präfixale Elemente (Artikel, Pronomina, Präpositionen, etc.) zum Ausdruck gebracht, so dass Casus- und Personalendungen durch andere Functionsträger abgelöst und vollkommen überflüssig gemacht werden, und daher nunmehr nach dem allzeit in den Sprachen herrschenden Princip der Arbeitersparniss ohne weiteres abfallen können; denn eine doppelte Bezeichnung einer und derselben Beziehung ist etwas ganz Ueberflüssiges. Die äusserste Grenze dieser Abschleifung aller Unebenheiten der Flexionsendungen dürfte demnach die Uniformierung sämtlicher Casus- und Personalendungen unter sich selbst

sein, also ein Sprachzustand, dem wohl das Englische am nächsten steht.

Dass ihrerseits aber auch diese neuere sogen. „analytische“ oder „umschreibende“ Richtung hinwiederum gegenüber der älteren „synthetischen“, wo nämlich die Beziehungselemente mit Vorliebe an die betreffenden Wörter gefügt wurden, keine blosser Laune der neueren Sprachen, kein aus phonetischen Neigungen hervorgegangener „blinder oder wenigstens unbewusster Zerstörungstrieb“ (Whitney-Jolly, pag. 114, und Andere a. a. O.) sei, sondern eine vollberechtigte Entwicklungsphase des Sprachlebens überhaupt ist, zeigt uns wiederum die Syntax, worüber man das Schlusswort dieses Capitels vergleichen wolle.

So verhält es sich z. B. auch mit dem Abfall der Reduplicationssilbe der lateinischen Verba composita, wie ich im II. Cap. der vorliegenden Untersuchung überzeugend darzutun hoffe, wo uns abermals lautliche Vorgänge lediglich durch die Syntax begreiflich gemacht werden können.

### § 9. Phonetik in ihrem Verhältniss zur Syntax.

Es darf überhaupt nicht aus dem Auge verloren werden, dass die Phonetik schliesslich doch nur dazu da ist, um den syntaktischen Aufbau der Sprache zu vermitteln, — mithin hat sie nur das Rohmaterial zu liefern, woraus die Syntax, der psychologische Factor, das sprachliche Gebäude auführt. Wenngleich zugegeben werden muss, dass die gegenseitige Lage der Bausteine ihre äussere Form hin und wieder beeinflussen mag, so gilt doch nichts desto weniger immerhin, dass die Psyche, die sprachliche Baumeisterin, und einzig und allein diese vollkommen frei und unumschränkt nach ihrem eigenen Ermessen über das Sprachmaterial zu verfügen hat und somit die erste

Instanz ist, an die man sich wenden soll, wenn man eine erschöpfende, richtige Auskunft haben will, nicht aber die Phonetik, wie Sievers, Whitney und manche anderen Forscher meinen. Denn die Phonetik, sofern sie, von allem Uebrigen absehend, nur die Laute an und für sich betrachtet, gestattet gar keine Rückschlüsse, wenigstens keine von Belang, auf die Entwicklung einer Sprache, sondern erst die Phonetik im Verein mit der Syntax kann uns ein mehr oder weniger getreues Bild der in den verschiedenen Entwicklungsphasen der Sprachen zum Durchbruch gelangten psychischen Strömungen ad oculos demonstrieren.

So wenig man an dem Material selbst a priori dessen jeweilige Verwendung mit Sicherheit erraten kann, ebenso wenig nützt es uns an und für sich, auf die für uns letzt-erreichbaren Elemente der Sprache — die einzelnen Laute — zurückzugehen, — selbst wenn man sogar die Sprachwerkzeuge bei ihren im Ganzen so complicierten, vielfach so gut wie ganz unzugänglichen und daher auch stets nur annähernd controlierbaren Vorrichtungen noch so genau zu beobachten sucht; denn Hammer, Winkelmass und Kelle des Maurers mitsammt dem bearbeiteten Stein werden nie und nimmer den Plan des Baumeisters verraten können, werden nie genügende Einsicht in die Bauart gestatten. Aus denselben Steinen mit Hilfe derselben Werkzeuge kann man bekanntlich alles Denkbare aufführen, wie denn auch dem entsprechend sämtliche Sprachen der Welt schliesslich auf eine verhältnismässig recht kleine Gruppe von ziemlich gleichartigen Lauten zurückgeführt werden können.

Wie die Phonetik die Grenzen der Lautkategorien möglichst genau zu ziehen bestrebt ist, so sucht die Syntax ihrerseits die psychischen Verwendungskategorien der von der Phonetik gelieferten Lautcomplexe mit möglichster Prä-

cision zu bestimmen: folglich verhalten sich beide zu einander wie Mittel zum Zweck. Dass die Phonetik dementsprechend der Syntax subordiniert sein muss, ist eine notwendige logische Folge; darum ist es nur zu bedauern, dass, wie H. Ziemer, Junggramm. Streifzüge<sup>2</sup> pag. 16 sagt, „das Gebiet der Syntax nach junggrammatischer Richtung hin mehr oder weniger noch eine terra inculta ist“ (cf. hierzu auch *ibid.* pag. 25 ff. und desselben Verfassers *vergl. Syntax der indogerm. Comparison*, pag. 2 ff.), obgleich die Wichtigkeit des „psychischen Factors“ nicht geradezu weggeleugnet wird, wie man aus Paul, *Principien* pag. 6, ersehen kann.

„Das psychische element ist der wesentlichste factor in aller culturbewegung, um den sich alles dreht, und die psychologie ist daher die vornehmste basis aller in einem höheren sinne gefassten culturwissenschaft. Das psychische ist darum aber nicht der einzige factor; es giebt keine cultur auf rein psychischer unterlage . . . . . So wie wir das gebiet der historischen entwicklung betreten, haben wir es neben den psychischen mit physischen kräften zu thun.“

Wer den vorliegenden Darlegungen bisher mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird hoffentlich bemerkt haben, dass ich gegenüber der Lautphysiologie, oder richtiger gesagt Anthropophonik, durchaus nicht einzig und allein der Syntax das Wort geredet haben will: das hiesse ja in denselben oben unablässig gerügten Uebelstand einer unberechtigten Einseitigkeit verfallen, nur in entgegengesetzter Richtung. Jedenfalls wird man anerkennen müssen, dass die Syntax, dieses Agens der Phonetik, in den Vordergrund gestellt zu werden und eine aufmerksamere Behandlung verdient, als ihr bis jetzt zu Teil geworden ist; ihr gebührt die dominierende Stellung, die die Phonetik wenigstens vorläufig noch inne hat. Daher wäre es wohl wünschenswert gewesen, dass in wissenschaftlichen Handbüchern — wie z. B. Grö-

bers Grundriss der rom. Philol., Pauls Grundriss der germ. Philol. — die Syntax eine eingehendere Berücksichtigung gefunden hätte.

Aber selbst in dem vortrefflichen, hier so oft citierten Buche von Paul, Principien der Sprachgeschichte<sup>2</sup>, findet man nirgends etwas Genaueres über das Verhältniss der Phonetik zur Syntax, was man hier doch entschieden mit Recht erwarten durfte, um so mehr, als gerade er selber *ibid.* pag. 33 sagt:

„Aber auch der wirklichen bewegung der vorstellungsmassen mit ihrer bald grösseren bald geringeren logischen consequenz ist die sprachliche form nicht immer congruent. Auch psychologische und grammatische kategorie decken sich nicht. Daraus folgt, dass der sprachforscher beides auseinander halten muss, aber nicht, dass er bei der analyse der menschlichen rede auf psychische vorgänge, die sich beim sprechen und hören vollziehen, ohne doch im sprachlichen ausdruck zur erscheinung zu gelangen, keine rücksicht zu nehmen brauchte. Gerade erst durch eine allseitige berücksichtigung dessen, was in den elementen, aus denen sich die individuelle rede zusammensetzt, an sich noch nicht liegt, was aber doch dem redenden vorschwebt, und vom hörenden verstanden wird, gelangt der sprachforscher zur erkenntniss des ursprungs und der umwandlungen der sprachlichen ausdrucksformen. Wer die grammatischen formen immer nur isoliert betrachtet ohne ihr verhältniss zu der individuellen seelenthätigkeit, gelangt nie zu einem verständniss der sprachentwicklung.“

Anmerkung. Die „geringe Berücksichtigung der eigentlichen Syntax,“ bei Paul (Principien) rügt auch schon Ziemer, Junggramm. Streifzüge<sup>2</sup>, pag. 15 ff.

Sogar Whitney, der in seiner von Jolly übersetzten und bearbeiteten „Sprachwissenschaft“ alle möglichen Pro-

bleme und Fragen berührt, hat dieser Frage auch seinerseits keine Aufmerksamkeit geschenkt.

Diesem Mangel an methodischer Consequenz entspringt das ungenügende Isolieren und Specialisieren der einzelnen phonetischen und syntaktischen Factoren z. B. in dem aus Whitney-Jolly zu Anfang dieser Untersuchung (§ 1) Angeführten; hier ist die Quelle der irrthümlichen Ansichten vieler Sprachforscher über die beregten „Verluste“ zu suchen; von hier stammt das verkehrte Bild, als ob die indogermanischen Sprachen nicht nur keine, einer wohlbegründeten Erwartung entsprechende Weiterentwicklung aufzuweisen hätten, sondern im Gegenteil trotz der Jahrhunderte langen höheren Ausbildung der Geisteskräfte das höchst sonderbare, geradezu unbegreifliche Resultat des sprachlichen „Verfalls“ zeigten.

#### § 10. Entwicklung der Tempora in den indogermanischen Sprachen.

Fast auf keinem andern Gebiete der indogermanischen Sprache hat man so massenhafte „Verluste“ zu verzeichnen als gerade auf demjenigen der Tempora, das nach übereinstimmenden Ansichten so recht die Domäne des angeblichen sprachlichen „Verfalls“ ist, wie schon früher gezeigt worden; auch die Quelle dieser irrigen Meinung haben wir zur Genüge in § 8 und 9 kennen gelernt, und muss hier noch einmal wiederholt werden, dass Alles, was sonst irgendwie unbequem zu erklären war, sofort von den Forschern ins Indogermanische hinein verlegt wurde (cf. Delbrück, Einleitung, pag. 118 ff.); ob man dazu berechtigt war oder nicht, darnach fragte selten jemand.

Natürlich musste dieses unbedachte Gebahren eine verwirrende Anzahl von persönlichen Ansichten über diesen oder jenen Punkt hervorrufen, oder wenigstens in hohem Masse begünstigen, so dass schliesslich in principiellen

Fragen vielfach die Meinungsverschiedenheiten so gross sind, dass jeder Gelehrte in dieser Hinsicht seine Privatmeinungen hat, die er andern gegenüber mit subjectiven Gründen zu verfechten sucht, wie man es z. B. aus Delbrück's Einleit. vielfach ersehen kann.

So sind auch die Ansichten über die indogermanischen Tempusverhältnisse so geteilt, dass man auf dem bisher gewandelten Wege wohl schwerlich zu einer Einsicht in den Entwicklungsgang des indogermanischen Verbums, eines so integrierenden Theils der Sprache überhaupt, wird gelangen können; denn mit jedem Schritte weiter in dieses Labyrinth von Meinungsdivergenzen hinein nimmt die Verwirrung immer mehr und mehr zu, bis man schliesslich „den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht“. Die Ansicht von der fabelhaften Vollkommenheit des Indogermanischen in temporaler Hinsicht dürfte sich wohl kaum mehr aufrecht erhalten lassen; denn mit zu den abstractesten Begriffen überhaupt gehört unzweifelhaft auch der Begriff der Zeit: nun sollte der Indogermane ein besser gegliedertes Tempus-system und folglich auch zu Abstractionen eine grössere Fähigkeit besessen haben, als seine späten Enkel, die doch entschieden von ihren Vorfahren ein relativ grösseres geistiges Erbe überkommen haben mussten als er? Das ist schon an und für sich höchst unwahrscheinlich (cf. auch Paul, Principien, pag. 140 fl.), und heisst nichts anders als der zu Ende des § 5 citierten Ansicht Schleichers zu einer unberechtigten Nachblüte verhelfen zu wollen.

Aber, fragt man sich mit Recht, wie ist denn diese Mannigfaltigkeit, diese Buntheit der Erscheinungen, die im Gebiete der Temporalgebilde der Einzelsprachen nicht wogegen disputieren ist, überhaupt zu erklären, wenn man sie nicht mehr ins Indogermanische verlegen darf?

Vor allen Dingen muss der Vergleichung im Gegensatze zu dem bisherigen Verfahren eine

**möglichst kleine Normaleinheit** zu Grunde gelegt werden, um den billigen Forderungen der Individualität der Einzelsprachen nach Gebühr gerecht werden zu können, wozu die Sprachwissenschaft verpflichtet ist.

Behufs Erlangung eines den soeben gestellten Anforderungen entsprechenden Massstabes müssen wir das Verbum in seine für uns letzterreichbaren Stadien der ersten Anfänge bis in die indogermanische Urzeit hinauf verfolgen; denn nur durch Feststellung der Bedingungen des historischen Werdens der Sprachobjecte vermögen wir eine Einsicht in ihre successiven Entwicklungsstufen gewinnen (cf. Paul, Principien, pag. 4).

Wenn wir uns etwas genauer nach den Urzuständen der Verbalverhältnisse umsehen, so erhellt bis zur Evidenz, dass ursprünglich am Verbum gar keine Tempusverhältnisse bezeichnet wurden, sondern nur die Actionsart. So sagt Delbrück, *Altind. Verbum*, pag. 19 (vollständiger citiert in *Cap. II, § 18*), über die Verbalformen der „grauesten Vorzeit“:

„Wenn nun diese Ansicht die richtige ist, woran schwerlich gezweifelt werden kann, so lag in den Stämmen des primitiven Verbums nicht das Zeitverhältniss der Handlung zu dem Redenden (Zeitstufe), sondern eine eigentümliche Weise der Hervorbringung ausgedrückt, die Art der Handlung, wie ich mich am liebsten ausdrücken möchte (Curtius sagt für denselben Begriff „Zeitart“).“

Streitberg, in Paul und Braune's Beitr. Band XV. pag. 116 sagt:

„Der erlittene Verlust [der vier indogerm. Tempora Imperfect, Aorist, Plusquamperfect und Futurum im Germanischen] ist schwer; so weit er jedoch die Mittel zur Bestimmung der relativen Zeitstufe betrifft, immerhin nicht so schwer, als es beim ersten Blick wohl erscheinen möchte. Das be-

dürfniss diese möglichst exact zum Ausdruck zu bringen, ist nämlich bei weitem nicht so gross wie es unserm durch den Einfluss der lateinischen Schulgrammatik stark verbildeten Sprachgefühl vorkommen will. Dies lehren die Zustände, die in indogerm. Urzeit herrschten: damals existierten überhaupt keine tempora, d. h. keine formalen Kategorien, deren ursprüngliche Function es war, zur Bezeichnung der relativen Zeitstufen zu dienen. Die Formclassen, die wir tempora zu nennen gewohnt sind, haben an sich mit der relativen Zeitstufe nicht das geringste zu schaffen. Zeitlos sind vielmehr alle Präsensclassen, alle Aoriste, alle Perfecta in allen ihren Modis, und sie unterschieden sich von einander nur durch die Art der Handlung, die sie charakterisierten. Gegenüber dieser Fülle von Formen, die zur Unterscheidung der Actionsarten dienten, nehmen sich die Mittel, die das idg. zur Bezeichnung der Zeitstufen in Anwendung brachte, bescheiden, ja ärmlich genug aus.“

Hierzu vergleiche man auch Whitney-Jolly, pag. 386 f., und Brugmann, griech. Gramm. in Iw. Müllers Handbuch Band II., § 154.

Zieht man hierbei auch noch andere nicht indogerm. Sprachen in Betracht, so gewinnt der universelle Charakter dieser Anschauung nur um so mehr an innerer Wahrscheinlichkeit. So sagt Whitney-Jolly, pag. 440 über das Semitische ganz im Allgemeinen:

„Noch viel mehr fällt der Umstand in's Gewicht, dass das wichtige Moment der Zeit am semitischen Verbum ganz anders zum Ausdruck kommt als am Indogermanischen. Die drei Zeitstufen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, welche uns etwas Gegebenes, gleichsam von Natur so Gewolltes erscheinen, sind dem semitischen Sprachgenius fremd geblieben, der vielmehr nur zwei tempora am Verbum unterscheidet, die noch dazu vielfach vertauscht werden

und gar keine bestimmt gegen einander abgegrenzte Gebrauchssphäre haben, ausser dass im Allgemeinen das eine Tempus vornehmlich die vollendete, das andere die unvollendete Handlung ausdrückt. Sie bezeichnen demnach nur die Zeitart [Curtius's Ausdruck für „Actionsart“], nicht die Zeitstufe und können ohne Unterschied sowohl von einer vergangenen als einer gegenwärtigen und einer zukünftigen Handlung gebraucht werden.“

Auch die ugro-finnischen Sprachen haben nur zwei Tempusformen. So z. B. sagt Wiedemann, Estnische Gramm. § 140:

„Das estnische Zeitwort ist dem finnischen ähnlich. Es hat wie dieses nur zwei tempora, ein Passivum, eine besondere negative Conjugation, etc.“

Und ibid. § 148, 2:

„Der Indicativ hat zwei Zeiten, Präsens und Präteritum (Imperfect), von welchen das erste zugleich das Futur vertreten kann, das zweite, wie das deutsche Imperfect, zugleich erzählendes Tempus (griech. Aorist, lat. Perfect) ist; für die übrigen Zeiten giebt die periphrastische Conjugation Aushilfe.“

Was den Umstand anbelangt, dass in den hier angeführten Sprachen ebenso wie im slavo-deutschen Gebiet vielfach das Futurum durch Präsensformen gegeben wird, oder richtiger gesagt, das Futurum eben ganz unbezeichnet bleibt, so zeugt das in hohem Grade von der sehr altertümlichen Entwicklungsstufe, auf der die betreffenden Sprachen in temporaler Beziehung stehen geblieben sind. Tobler, Zeitschr. für Völkerps. und Sprw. Band III, pag. 34 sagt:

„Dass das Futurum von den Zeiten die abstracteste ist, also dem ältesten Bedürfniss und Vermögen am fernsten lag, wurde schon oben bemerkt.“

Die betreffende Stelle „oben“ steht ibid. pag. 31 und lautet:

„Ist der Indicativ Modus der Wirklichkeit, der Optativ der Möglichkeit, so hat zwar die Wirklichkeit nächste Verwandtschaft zur Gegenwart, in die Nichtwirklichkeit teilen sich Vergangenheit und Zukunft, doch so, dass die Vergangenheit als gewesene Wirklichkeit in der Erinnerung mit grösserer sinnlicher Bestimmtheit lebt als die Zukunft in blossen Gedanken.“

Als praktische Folge des bisher Erörterten ergibt sich nunmehr, dass zur Beurteilung des Entwicklungsganges der Verbalverhältnisse als erreichbar kleinste Normaleinheit sich die zwei Zeitformen Präsens und Präteritum besonders empfehlen. Mit Zugrundelegung dieses kleinen Massstabes dürfte man ein ebenso anschauliches als wohl auch richtiges Bild von den Entwicklungsphasen der Einzelsprachen erzielen.

So würde an Altertümlichkeit das Gotische obenan zu stehen kommen, wie es ohnehin auch schon seine anerkannt altertümlichen phonetischen Verhältnisse postulieren. Es kennt nur zwei relative Zeitstufen und benutzt die Actionsunterschiede zur Vervollständigung der temporalen Beziehungen, indem es sich durch Anfügung von Präfixen ans Simplex eine dritte Zeitstufe, das Perfect, schafft, so dass es von nun ab über drei auch formell gekennzeichnete relativen Zeitstufen verfügt, z. B. Präsens tauja- ich thue, Präteritum I. (Imperfect) tavidā- ich that, Prät. II. (Perfect) ga-tavidā- ich habe gethan, etc.

Während das Gotische nur eine Art von Endungen aufzuweisen hat, haben sich im Slavischen auch die sogen. Iterativendungen neben den anderen gewöhnlichen herausgebildet, und diese werden ihrerseits natürlich wiederum zum Ausdruck verschiedener Tempora benutzt, so dass das Slavische durch seine doppelten Endungen dem Gotischen

darin schon überlegen ist, dass es wenigstens sein perfectives Futurum auch formell kennzeichnete, was im Gotischen noch nicht möglich war. (Cf. Streitberg, Beitr. XV., pag. 75 ff. und 119 ff., u. a. a. O.)

Hieran würden sich Altindisch und Lateinisch mit ihren Tempusverhältnissen schliessen, die Krone des Ganzen aber müsste das Griechische bilden, entsprechend der exceptionellen Culturstufe, die seine Träger gegenüber anderen vorhin genannten Völkern erklimmen hatten.

Kein so einheitliches und anschauliches Bild sprachlicher Entwicklung ergeben die idg. Casusverhältnisse. Da sie kein so scharf abgestecktes Gebiet beherrschen als die Verbalegebilde (cf. Paul, Principien pag. 126 f. und 128 ff.), so lässt sich ihr Entwicklungsgang fast gar nicht genauer bestimmen. Brugmann, griech. Gram. in Iw. Müller's Handbuch Band II, § 175, sagt über die Casus:

„Ueber den Ursprung der Casussuffixe liegen nur mehr oder minder vage Vermutungen vor. Daher kann die Grundbedeutung der Casus nicht als ermittelt gelten.“

Immerhin ist es auch hier nicht am Platze, von „Verlusten zu reden; denn die alten (synthetischen) Casus sind gar nicht verloren gegangen, wie es bei einer oberflächlichen Musterung derselben leicht den Anschein haben könnte, sondern man hat sie durch analytische Formen ersetzt — der Geist hat von seinem Rechte Gebrauch gemacht und nur das Mittel, Beziehungen auszudrücken, mehr oder weniger geändert, nicht aber den Zweck und somit die Beziehungen selbst aufgegeben.

Ich kann es mir nicht versagen, die Worte Tobler's hier anzuführen, die er als Schlussbetrachtung zu seinem Artikel über den syntaktischen Gebrauch der Verba auxiliaria können und müssen (in Laz. und Steinthal's Zeitschr. f. Völkerps. und Sprachw. Band II, pag. 51 ff.

unter dem Titel „Uebergang zwischen Tempus und Modus“ giebt, und die, mutatis mutandis, das soeben Gesagte eingehend illustrieren. Die Stelle setze ich unverkürzt hierher, weil sie sonst unverständlich sein könnte.

Tobler sagt:

„Fragen wir zum Schlusse, abgesehen von der historischen Berechtigung, ob die moderne Redeweise mit den Wörtern des Könnens und Müssens gegenüber der antiken etwelchen Grund und Wert habe, psychologisch und wohl gar moralisch, so wäre es gewiss ein übereilter Schluss von einem Gebiet auf andere, wollte man behaupten, der neuere Sprachgebrauch beweise in diesem Falle ein relatives Unvermögen oder eine Abneigung der betreffenden Völker, die so hochwichtigen Kategorien der Möglichkeit und Notwendigkeit mit gehöriger Schärfe zu denken. In solcher oberflächlichen Weise können überhaupt Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie nicht in Verbindung gesetzt werden, wenn diese nicht gründlich in Misscredit kommen oder geradezu lächerlich werden soll. Nur soviel bleibt wahr und muss als Endresultat unserer ganzen Untersuchung gelten, dass allerdings die neuere Syntax jene Kategorien aus ihrer objectiven Geltung ins Subjective zieht, und dass die damit zum Teil verbundene Vorliebe für breitere und weichere Redeweise von der strengen Kürze des Altertums bedeutend absticht. Beides muss aus einer verschiedenen inneren Sprachform hervorgehen und auf den Geist wieder in verschiedener Weise zurückwirken. Die Thatsache selbst kann aber noch ganz andere Gründe haben als intellectuelle Schwäche oder Verwilderung. Die Sprache ist nur eine von vielen Ausstrahlungen des Geistes, und je später, um so weniger sein unmittelbarer, untrüglicher Ausdruck. Dass wir jene Verschiebung bei allen modernen Sprachen finden, scheint vielmehr auf eine noch allgemeinere Eigentümlichkeit derselben zu deuten, welche

teilweise Wiederholung der Wurzel eintrat. Diese Unregelmässigkeiten zeigen sich schon im Altindischen.

Ohne hier näher auf das weite Gebiet der Reduplication einzugehen, will ich nur das Lateinische und Gotische als für unsere Zwecke besonders wichtig zu einer möglichst kurzen Betrachtung heranziehen.

Im Gotischen, wo die Reduplication schon so weit abgestorben war, dass nur noch etwa 40 reduplicierende Verba übriggeblieben sind (Heyne, Laut- und Flexionslehre, pag. 155), hat sich (ähnlich dem Griech.) ein einförmiges ai als Reduplicationsvocal festgesetzt. Dabei werden einige Consonantengruppen getrennt, andere dagegen wie einfache Consonanten behandelt, z. B.:

slôpan — saizlep,  
gretan — gaigrot,  
fraisan — faifrais, etc.

jedoch stautan — staistaut,  
skaidan — skaiskaid,  
hvôpan — hvaihvôp, etc.

Auch im Lateinischen ist im Vergleich zum Altindischen und Griechischen die Reduplication in einem sehr beschränkten Umfange erhalten (Schmalz, lat. Gramm. in Iw. Müllers Handb., Band II<sup>2</sup>, pag. 368). Der ursprüngliche Reduplicationsvocal hier war e (die soeben citierte Stelle von Schmalz; Curtius, Bemerk., pag. 14), z. B.:

mordeo — me-mordi,  
curro — ce-curri, etc. (cf. Neue II, 464, 49 f.).

Als später die Reduplication immer seltener wurde, brachen dank dem nivellierenden Einflusse der Nachbarvocale die besonderen Vocale wieder hervor (Curtius, Bem., pag. 14 unten), z. B.:

mo-mordi für me-mordi,  
pu-pugi „ pe-pugi, etc.  
(Cf. Neue, II, 459 ff.).

Auch sonstige Störungen sind zu constatieren, z. B.:  
 spo-pondi für \*spe-spondi,  
 te-tigi „ \*te-tegi, etc.

Hierzu kommt noch die speciell lateinische Eigentümlichkeit: die Composita der reduplicierenden Verba unterdrücken die Reduplication (cf. Neue, II, 469). z. B.:

pango — pepigi,  
 dagegen compingo — compigi (Neue, II, 474),  
 tundo — tutudi,  
 aber retundo — retudi (Neue, II, 470), etc.

Nur die Composita von do, sto, disco, posco, sisto haben so ziemlich consequent in dieser Beziehung ihr altes Recht bewahrt, so dass sie selbst in der Composition ihre Reduplicationssilbe nicht aufgeben (Neue, II, 466). Dagegen schwankt currere darin ganz merkwürdig unsicher hin und her: einige seiner Composita unterdrücken die Reduplication, andere hinwiederum nicht, und die dritten thun gelegentlich beides, z. B.:

incurri — oder incurri,  
 decurri — „ decurri,

dagegen succurri — aber niemals succurri, etc.  
 (Cf. Neue, II, 467 ff.).

Anmerkung. Dieser von den Grammatikern älterer und neuerer Zeit zwar constatierten morphologisch wunderbaren Erscheinung hat man bisher viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, wie denn überhaupt die Präfixe immer viel stiefmütterlicher behandelt worden sind als die Suffixe, obgleich die präfixalen Elemente als die nächsten legitimen Erben der flexivischen Suffixe angesehen werden müssen. (Cf. Rönisch, Itala und Vulgata, pag. 482; Whitney-Jolly, pag. 160 f.).

### § 18. Reduplication als Mittel zur Tempusbildung.

Ursprünglich hatte die Reduplication mit dem Tempus absolut nichts zu schaffen. Delbrück, Altind. Verbum pag. 18 sagt:

„Es ist freilich ausserordentlich schwer, über die Bedeutung der Verbalformen in der grauesten Vorzeit sich ein Urteil zu bilden. Es scheint mir aber doch, wenn man den Gebrauch namentlich des Griechischen und Slavischen miterwägt, als sehr wahrscheinlich angenommen werden zu können, dass bharti die momentane auf einen Schlag vollzogene Handlung bedeutet habe, also etwa „er ergreift, nimmt,“ — bibharti (oder indogerm. \*bhabharti) die gesteigerte Handlung, also etwa „er hält fest,“ und bharati die dauernde Handlung, also „er trägt.“ Am besten kann man sich, wie angedeutet, derartige Unterscheidungen an den slavischen Sprachen verdeutlichen. Wenn nun diese Ansicht die richtige ist, woran schwerlich gezweifelt werden kann, so lag in den Stämmen des primitiven Verbums nicht das Zeitverhältniss der Handlung zu dem Redenden (Zeitstufe), sondern eine eigentümliche Weise der Hervorbringung ausgedrückt, die Art der Handlung, wie ich mich am liebsten ausdrücken möchte (Curtius sagt für denselben Begriff „Zeitart“).“ (Cf. auch Pott, Doppelung pag. 216 ff.; über bhárti und bhárati aber cf. Streitberg, Beitr. XV, pag. 138).

Anmerkung. Diese Anschauung (dass nämlich die Reduplication ursprünglich mit dem Tempus nichts gemein hatte) erhält noch eine gewichtige Stütze an dem Umstande, dass wenigstens gleichzeitig auch sämtliche anderen Redeteile redupliciert werden konnten, die mit dem Zeitbegriff überhaupt nichts zu thun haben, wie das z. B. einige Beispiele in § 14 und § 16 beweisen. Hierzu vergleiche man auch Leo Meyer, vgl. Gramm. 2, I. Band 2. Hälfte pag. 1095 ff., ganz besonders aber Delbrück, SF. 5 § 30 und Brugmann, Grundriss Band II, § 464.

Aber schon in sehr früher Zeit wurde die durch die Reduplication gewonnene innere Vollendung der Handlung, die bis dahin keine relative Zeitstufe bezeichnet hatte, als ein willkommenes Mittel zur Tempusbildung herangezogen.

Brugmann, Grundriss II. Band, § 464 sagt:

„Die Wurzelreduplication im Verbum erlangte nun aber, und zwar schon geraume Zeit vor der Auflösung der idg. Urgemeinschaft, dadurch eine höhere Bedeutsamkeit, dass sie in den Dienst der Tempusbildung gestellt und dazu benutzt wurde, bestimmte typische Actionsarten und weiter auch Zeitstufen zu unterscheiden. Sie wurde in dieser Hinsicht zu einem im weitesten Umfange productiven Bildungsprincip und blieb das in den meisten Sprachzweigen bis tief in die historische Zeit hinein.“

Im Rig-Veda sieht man diese beiden Functionen noch deutlich neben einander einherlaufen, bis schon im Brāhmaṇa die temporale ihre unbestrittene Herrschaft angetreten hat. Delbrück, SF. 2, 102 sagt bezüglich des Perfects im Altindischen:

„Es ist nicht selten eben so gut möglich den zeitlosen als den zeitlichen Gebrauch anzunehmen.“

Und ibid pag. 132 fährt er fort:

„Der Indic. des Perfects zeigt im Veda mannigfaltige Anwendung. Er erscheint im Sinne eines intensiven Präsens, sodann um etwas in der Gegenwart Vollenletes zu constatieren, endlich als Tempus der Vergangenheit. Im Brāhmaṇa finden sich die beiden erstgenannten Gebrauchsweisen nicht mehr.“

Hiermit betrat die Reduplication ein Gebiet, wo sie also ursprünglich gar nicht hingehörte, sich jedoch sehr bald heimisch fühlte und in der Folge riesige Dimensionen annahm, bis sie aber auch ihrerseits wiederum, dem natürlichen Gange der Dinge gemäss dem ewigen Naturgesetz des Werdens und Vergehens verfallen, einem jüngeren Bildungselemente weichen musste, wie § 19 gezeigt werden soll.

Ueber die speciellere Verwendungssphäre der Reduplication sagt Leo Meyer, vgl. Gramm.<sup>2</sup>, I. Band, 2. Hälfte pag. 1094.

„Am geläufigsten ist die Reduplication in der Bildung der Zeitformen der Verba. Insbesondere wird das Perfect durch sie charakterisiert,“ etc. etc.

### § 19. Die perfectivierende Function der Reduplicationssilbe wird auf alle Präfixe übertragen.

Also die Reduplicationssilbe war nunmehr im Stande, am Verbum die vollendete Handlung auch im temporalen Sinne zu bewirken. Damit hatte sie, wie wir § 18 sahen, ihre ursprünglichen Functionsgrenzen eigentlich schon überschritten; aber da der Stein einmal im Rollen war, ging die Sprache in diesem Punkte im Laufe der Zeit noch einen folgewichtigen Schritt weiter: sie dehnte das anfangs nur der Reduplicationssilbe eingeräumte Recht, nämlich die temporale Vollendung der Handlung zu bewirken, auch auf andere Präfixe aus, die somit eben so gut die temporal vollendete Handlung kennzeichnen konnten wie die Reduplicationssilbe selbst.

Als eine vorläufige allgemeine Begründung dieses Satzes möchte ich hier Whitney-Jolly, pag. 160 anführen, um so sehr als das dort Gesagte auch sonst für die vorliegenden Darlegungen von einigem Belang sein dürfte. Dort heisst es nämlich:

„Wie einerseits die Entstehung formaler Bestandtheile, die Bildung der Flexionen und Ableitungsendungen durch die Zersetzung der Laute ungemein erleichtert, ja überhaupt erst ermöglicht wird, so gehen andererseits durch die fortschreitende Entstellung und Verkürzung der Laute viele dieser Elemente auch wieder ganz verloren, doch selten ohne dass ein Ersatz dafür eintritt; so werden die verlorenen Personalendungen der Verba durch vorne antretende Pronomina, die abgefallenen Casusendungen der Substantiva durch den voran gestellten Artikel ersetzt, namentlich

aber tritt in einer grossen Anzahl von Fällen die eigenthümliche Erscheinung ein, dass ein formales Element an die Stelle eines **andern** tritt und die Function desselben übernimmt.“

Anmerkung. Was speciell die Flexionsendungen und ihren Ersatz betrifft, so liefen die präfixalen Elemente eine Zeitlang zugleich neben den Endungen einher, so dass die Sprache also doppelte Beziehungsträger im Gebrauch hatte, bis sich erst in neuerer Zeit eine bedeutsame (in § 11 besprochene) Peripetie auf dem Schauplatze des Sprachlebens vollzog, von wo ab die präfixalen Elemente prävalieren und dementsprechend die Endungen als etwas Ueberflüssiges verdrängt werden konnten. Also: der Ersatz ist das zeitliche Prius, welches eben die Function des Ersetzten übernimmt, wodurch das letztere in seiner Thätigkeit abgelöst wird und nun notwendiger Weise dem Oekonomieprincip der Sprache verfallen muss.

Eine interessante und belehrende Notiz über diese (zu Anfang dieses § besprochene) Bewegung im Griechischen giebt Brugmann, Griech. Gramm. in Iw. Müllers Handb. Band II<sup>2</sup> § 154 Anmerk. pag. 179:

„Der Gegensatz der präsentischen und der aoristischen (imperfectiven und perfectiven) Actionsart konnte, wie in anderen Sprachen, so auch im Griechischen dadurch zum Ausdruck gebracht werden, dass man zur Darstellung der letzteren Actionsart eine Präposition zu Hilfe nahm, wie *καταφύγειν* neben *φύγειν*, *ἀποφέρειν* neben *φέρειν* (vgl. z. B. Xenophon, Hell. I, 6, 16: *Κόρων δ'ἔφευγε ταῖς ναυσὶν εὖ πλεούσαις, καὶ καταφύγει εἰς Μυτιλήνην τῆς Ἀέσβου* = „die Schiffe, mit denen K. auf der Flucht war, fuhren gut und er gelangt glücklich nach M.“). Vgl. lat. „sequi und consequi“; deutsch „wachen und erwachen“ und drgl. (Ebel, Kuhn und Schleicher's Beiträge zur vergl. Sprachforschung, 2, 190 ff.; Curtius, Erläuterungen, 176 ff.). Es verdient nähere Untersuchung, wie weit die Ausbreitung solcher präpositionalen Ausdrucksweise in der historischen Gräcität mit dem Verblässen des Bedeutungsunterschiedes

zwischen Präsens- und Aoriststamm Hand in Hand ging. Vgl. auch über *ἀπειμι* gegenüber *εἶμι* § 156.“

Im Lateinischen kann man besonders klar und deutlich alle Entwicklungsphasen dieser Functionsübertragung beobachten.

- a) Die Composita von *do*, *sto*, *sisto*, *disco*, *posco* zeigen uns den alten Stand der reduplicierenden Verba: sie kümmern sich nämlich noch nicht darum, ob ein Präfix an die zu reduplicierende Form herantritt oder nicht.
- b) α) Die Composita von *currere* illustrieren den Uebergang vom Alten zum Neuen; daher beharren einige seiner Composita beim alten Status und ziehen die reduplicierten Formen vor, z. B.: *praecurrit* lieber als *praecurrit*, *excurrit* lieber als *excurrit*, etc.;
- β) die meisten jedoch schwanken hin und her, sind also im Uebergangsstadium begriffen, so dass sie mit oder ohne Reduplication gebraucht werden können, z. B.: *occurri* oder *occurri*, *procurri* oder *procurri*, etc.;
- γ) einige sind schon ganz ins neue Lager übergegangen und reduplicieren nicht mehr, z. B.: *succurri*, das niemals *succurri* bildet. (Cf. Neue, II, 467 ff.).
- c) Die übrige Masse — das eigentliche Gros der reduplicierenden Classe — hat sich schon vollkommen in die Neuerung gefügt und lässt ihre Reduplicationssilbe ganz consequent ausfallen, sobald ihr Stellvertreter — irgend ein beliebiges Präfix also — ans Verbum tritt, z. B.:
 

fallo	—	fefelli,
aber refello	—	refelli:

tondeo — totondi,  
aber detondeo — detondi, etc.

Anmerkung 1. Natürlich haben selbst die sub. a. aufgezählten Composita gelegentlich wenigstens teilweise der herrschenden Strömung ihren Tribut entrichten müssen, wie denn z. B. abscondi gewöhnlicher ist als abscondidi (Neue, II, 466). Umgekehrt zeigen aber auch die sub c. genannten Composita hier und da reduplicierte Formen (cf. Neue, II, 469). Selbstverständlich wird das bisher Entwickelte durch diese Thatsachen nicht im mindesten erschüttert, sondern vielmehr noch gestützt, wenn man erwägt, wie oft sprachliche Functionsperipherien namentlich während eines Uebergangsstadiums sich gegenseitig schneiden, so dass eine reinliche, absolute Scheidung dadurch von vorneherein unmöglich gemacht wird.

Anmerkung 2. Was die bei Corssen, Ausspr., Voc. etc. pag. 326 im I. Teil angeführten 4 Verba repperi, rettuli, reccidi und reppuli anbetrifft, so sei hier in aller Kürze bemerkt, dass dieselben durchaus nicht aus dem Rahmen des bisher Dargelegten herausfallen. Diese Formen sind nicht aus rep(e)peri, ret(e)tuli, rec(e)cidi und rep(e)puli durch den Ausfall des (e) entstanden, sondern auch hier fiel die ganze Reduplicationssilbe aus, wodurch sich die ungedoppelten Perfecta recidi, reperi, retuli ungezwungen erklären lassen, die neben den gedoppelten im Gebrauch waren. Den gedoppelten Consonanten verdanken diese Formen dem Einflusse des Präfixes red-, das sehr wohl auch an consonantisch anlautende Verba treten konnte, wie red- do (Neue, II, 466) und red-duco (Neue, II, 440) es uns zeigen. Hiernach würden sich auch bequem erklären lassen die beiden Formen  
rellatum entstanden aus \*red-latum,  
rettudi                   "                   " \*red-tudi.

(Cf. Neue, II, 470—473).

Die vielfach auch vorkommenden geminierten Präsensformen vorliegender Verba sind wohl als Analogiebildungen zu der Perfectgeminatio aufzufassen.

## § 20. Umstände, die diese Functionsübertragung möglich machten.

Fragen wir nun nach den näheren Umständen und Ursachen dieser Functionsübertragung, so ergeben sich folgende drei besonders wichtigen Punkte.

1) Das Sprachgefühl für die Reduplication im Lateinischen war soweit gesunken, dass die reduplicierenden Verba immer mehr und mehr den anderen jüngeren Conjugationsclassen zugetrieben wurden. Stolz, lat. Gramm. § 108. (Iw. Müllers Handb. II. Band<sup>2</sup> pag. 368) sagt:

„Die Reduplication ist nur in sehr beschränktem Umfang erhalten. Dass man wegen fhe : fha : ked der Fibelinschrift von Palestrina anzunehmen hat, das Gefühl des Ursprungs der Reduplication sei damals noch nicht geschwunden gewesen (Dümmler, Mittlgn. d. Deutsch. arch. Inst. Röm. Abtlng. 2, 41), scheint mir doch sehr fraglich.“

2) Auch der Umstand, dass die Präfixe äusserlich — und Aeusserlichkeiten spielen bekanntlich im Sprachleben eine gar nicht zu unterschätzende Rolle, denn darauf beruhen doch schliesslich alle Analogiebildungen — ganz ebenso wie die Reduplicationssilbe vorne dem Verbum angesetzt wurden, musste die beregte Functionsübertragung zum mindesten in hohem Grade begünstigen, wo nicht geradezu provocieren. Dem in Bezug auf die Reduplication lax gewordenen Sprachgefühl wurde schliesslich durch jedes beliebige Präfix, das ja auf dieselbe Weise die Verbalform verlängerte wie die Reduplicationssilbe selbst, hinlänglich Genüge geleistet, und es untersuchte nicht mehr, ob der traditionelle Formzuwachs — hier das punctum saliens — durch mehr oder minder berechtigte Mittel erzielt wurde. Die conditio sine qua non wurde beibehalten, aber in Bezug auf die Auswahl der zur Erfüllung dieser Bedingung geeigneten Mittel ergriff die Sprache das Nächstliegende.

3) Noch ein drittes Moment, das diese Functionsübertragung hauptsächlich ermöglichte, war die semasiologische Verblässung der Adverbia resp. Präpositionen, sobald sie als Präfixe ans Verbum traten, wo sie durch die Verschmelzung mit dem letzteren ihre Selbständigkeit einbüssten (Delbrück, SF. 5, 51). Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern.

Im Griechischen konnte der Satz „jem. aus der Herrschaft vertreiben“ auf folgende Arten wiedergegeben werden:

- a) ἐκβάλλω τινα τῆς ἀρχῆς,  
 b) ἐκβάλλω „ ἐκ τῆς ἀρχῆς,  
 c) ἐκβάλλω „ τῆς ἀρχῆς ἔκτισσε.

Die Constructionen b) und c), die mit derjenigen sub a) selbst in der classischen Periode vollkommen gleichberechtigt waren, weisen durch die Wiederholung der Präposition resp. Adverb klar und deutlich darauf hin, dass die Präp. resp. Adv. als Präfix nicht kräftig genug die Richtung markierte; denn sonst wäre eine derartige Doppelsatzung derselbigen Elemente ein unerklärlicher Pleonasmus. So heisst z. B. auch „jem. aus etw. vertreiben“:

- ἐξωθέω τινά τινος, oder  
ἐξωθέω „ ἐκ τινος, etc.

Entsprechend heisst dasselbe im Lateinischen:

expello alqm. domo, eivitate, agris;  
 aber auch: expello „ ex republica, ex urbe, etc.

Ebenso: εἰσάγω τινά τι oder εἰς τι;

lateinisch: inicere pallium alicui oder in alqm. etc. etc.  
 (Weitere diesbezügliche Beispiele bieten die Wörterbücher in grosser Menge dar).

Im Griechischen und Lateinischen ist diese Wiederholung der betreffenden Partikel noch vollständig facultativ,

wogegen sie im Gotischen schon beinahe kategorisch verlangt wird, z. B.:

Luc. 15, 28 und Joh. 18, 4: ἐξελθών = usgaggands ut;  
 Philipper 3, 14: διώκω ἐπὶ τὸ βραβεῖον = afargagga afar sigislauna;  
 II. Tim. 1, 15: ἀπεστράφασάν με πάντες = afvandedun sik af mis allai; etc.

Anmerkung. Da ich später noch speciell von der Verblässung der got. Verbalpräfixe zu handeln Gelegenheit haben werde, will ich mich hier damit nicht weiter aufhalten.

## § 21. Analoga zu dieser Functionsübertragung und weitere Verbreitung der neuen Bewegung.

Analoge Fälle für derartige Uebertragungen einer Function auf Formen, die von Haus aus zur Aufnahme derselben gar nicht berechtigt zu sein scheinen, bietet uns die historische Betrachtung der Sprachen in Hülle und Fülle dar.

Um nur ein frappantes Beispiel herauszugreifen, möchte ich den Infinitiv nennen, der im Veda als Verbalnomen so lebendig gefühlt wird, dass alle Casus von ihm noch im Gebrauch waren (cf. Delbrück, SF. 5, 410 ff.), wo im späteren Sanskrit die Accusativform für alle Casus eintritt (Whitney, Ind. Gramm. 538).

Aehnlich ist's ja dem Infinitiv auch im Griechischen ergangen. Bei Homer hat er noch die Function eines Dativs; später vertritt diese dativische Form auch andere Casus (cf. Brugmann, Griech. Gramm. in Iw. Müller's Handb. II. Band § 170).

Was nun die Verbreitung dieser Functionsübertragung anbelangt, so muss constatiert werden, dass sie der Natur der Sache gemäss in umgekehrtem Verhältniss zu der Reduplication steht. In Sprachen, wo die Reduplication als Bildungsprincip noch in ungeschwächter

Lebenskraft stand, wie z. B. im Altindischen und einigermaßen auch noch im Griechischen, konnte sie natürlich nicht recht Boden gewinnen, weil ja eben noch keine Lücke in dieser Hinsicht vorhanden war, die ausgefüllt zu werden brauchte.

Im Lateinischen, wo die Reduplication definitiv auf den Aussterbeetat gestellt war, sehen wir den interessanten Process der Ersatzbildung in allen seinen Entwicklungsstadien sich gleichsam vor unseren Augen vollziehen. Hierin bietet uns das Lateinische somit ein wertvolles vermittelndes Zwischenglied einer Entwicklungskette, deren getrennte, in verschiedene Einzelsprachen hinein versprengte Glieder man sonst schwerlich in gehöriger Ordnung hätte zusammenfügen können. Die äussersten Ausläufer dieser Kette, nämlich einerseits die Reduplication und andererseits die Perfectivierung durch Präfixe, wären ohne dieses notwendige Zwischenglied wohl auf immer unvermittelt geblieben.

Im Gotischen, wo es nur noch geringe Ueberreste reduplicierender Verba gab, wo das Gefühl für die ursprünglich perfectivierend wirkende Reduplication dermassen verloren gegangen war, dass man Perfectformen ohne weiteres die Function des Imperfects hatte übertragen können, wird die perfective Actionsart ausschliesslich durch das neue Auskunftsmittel bewerkstelligt.

Im Slavischen, wo von der Reduplication überhaupt nichts mehr übrig geblieben war, wurde das neue Princip der Perfectivierung in solcher Feinheit ausgebildet (cf. Streitberg, Beitr. XV. pag. 70 ff.), dass man immer geneigt gewesen ist, sogar das ganze Princip für ein speciell slavisches zu halten. Auch Streitberg scheint dieser Meinung zu sein, wie § 22 zeigen wird.

## § 22. Versuch einer wissenschaftlichen Würdigung des Streitberg'schen Artikels.

Streitberg, Beitr. XV pag. 73 Anmerk. sagt:

„Es ist zu beachten, dass dieses mittel, durch composition von präpositionaladverbien und verben die perfective actionsart zu gewinnen, kein indogermanisches ist, sondern erst auf einzelsprachlichem boden entstanden sein kann. Denn die indogermanische ursprache kannte eine so enge, unlösliche verbindung zwischen präpositionaladverb und verbum noch nicht. Dieselbe ist vielmehr erst verhältnissmässig spät aus der syntaktischen nebeneinanderrückung entstanden. Das indogermanische mittel zur perfectivierung ist der **aorist** [?!] gewesen, worauf weiter unten noch zurückzukommen sein wird.“

Aus dieser Anmerkung erhellt aufs eclatanteste, wie grundverschieden unsere Ausgangspunkte bei der Bearbeitung eigentlich eines und desselben Themas (cf. die Vorbem.) gewesen sind, insbesondere was das indogermanische Perfectivierungsmittel betrifft, worauf Streitberg, Beitr. XV pag. 138 ff. weiter zurückkommt, ohne selbst dort ausser subjectiven Annahmen Beweise von Belang beizubringen. Wie weit meine bisher entwickelte Anschauung in diesem Punkte die richtigere sei, überlasse ich dem Urtheile des geneigten Lesers.

Ohne den Wert des Streitberg'schen Artikels verkennen zu wollen (cf. die Vorbem.), kann ich ihm einen allerdings schweren Vorwurf nicht ersparen, nämlich dass er das Gotische vom rein slavischen Standpunkte aus behandelt, — ein sehr bedenkliches Verfahren, umsomehr da er, von der slavischen Grundlage alles Heil erwartend, nicht einmal einen Versuch zur Begründung des hochwichtigen Punktes macht, wie weit man überhaupt Kategorien der speciell slavischen Philologie aufs germanische Gebiet zu

übertragen befugt ist. Denn es musste doch vor allen Dingen nachgewiesen werden, ob man eine Erscheinung auf dem germanischen Sprachgebiete mit einer ähnlichen auf dem slavischen überhaupt für identisch halten darf, d. h. wie weit analoge Erscheinungen der Einzelsprache sich auf einen gemeinsamen Urquell, auf eine gemeinsame Genesis zurückführen lassen.

Paul, Grundriss der germ. Philol. § 10, pag. 163 sagt in dieser Hinsicht sehr treffend:

„Der Nachweis einer Uebereinstimmung ist eines der wesentlichsten Hilfsmittel für den Nachweis eines Causalzusammenhanges. Aber keineswegs ist mit dem ersten ohne weiteres das letztere gegeben. Es giebt unzählige Uebereinstimmungen zwischen den psychischen Verhältnissen verschiedener Menschen und ebenso zwischen ihren psychischen Erzeugnissen ohne irgend einen historischen Zusammenhang.“

Daher entbehrt Streitberg's Untersuchung einer wissenschaftlichen Basis, die aber eine unerlässliche Bedingung zum gedeihlichen Fortschritt der Wissenschaft ist und einzig und allein auch sein kann.

Steinthal, Zeitschr. f. Völkerps. und Sprw., Bd. III, pag. 235, sagt:

„Erstlich ist die Sprache überhaupt eine Welt von Begriffen, die rein auf sich beruht, und die nicht (wenigstens nicht mit objectiver Notwendigkeit) gemessen werden kann, weder an der Welt der reinen Objecte, weil diese undenkbar sind, noch an irgend einem System von Begriffen, weil sich zwei Begriffe und gar zwei Systeme nicht an einander messen lassen.“

„Zweitens aber ist jede Sprache für sich eine individuelle Begriffswelt und es lassen sich auch nicht zwei Sprachen an einander messen, sondern

jede ist an und für sich zu charakterisieren, obwohl ihr Charakter durch Vergleichung mit dem Entgegengesetzten einer anderen Sprache verdeutlicht werden kann.

„Drittens endlich ist jedes Wort, jede Form ein Individuum für sich.“ (cf. auch Bruchmann, Psychol. Stud. z. Sprgeseh. pag. 32 f.)

Und pag. 236 daselbst fährt Steinthal fort:

„Es können nicht nur zwei Sprachen, selbst geschichtlich nicht verwandte, mit einander in irgend einer Rücksicht verglichen werden, sondern jede Sprache kann auch mit der Logik des Aristoteles oder Twestens oder Hegels verglichen werden. Aber diese Rücksicht und also die ganze Vergleichung ist von bloss subjectivem Werte; und wenn sie die Wissenschaft fördern soll, müssen zuvor die wirklichen Kategorien einer Sprache sicher erkannt sein. Also: der Sprachforscher soll sehen, was in einer Sprache wirklich ist, nicht aber wie sie vorausgesetzte, irgendwoher genommene Begriffe und Formen bezeichnet.“ (Cf. auch Whitney - Jolly, pag. 150, Steinthal, Abriss der Sprw.<sup>2</sup> Teil I, pag. 32 ff., insbesondere aber Paul, Princip. pag. 28 unten ff.)

Noch energischer drückt sich Baudouin de-Courtenay über diesen Punkt aus (русск. сл. о сравн. грам. pag. 13 oben):

„Годность изслѣдованій лингвиста зависить, между прочимъ, отъ строгаго соблюденія условій географіи и хронологіи. Это значить, что каждый фактъ языка долженъ быть разсматриваемъ въ свойственной ему средѣ пространства и времени. Объяснять явленія извѣстнаго языка въ извѣстный періодъ его развитія законами другихъ періодовъ и другихъ языковъ — значить не обладать вовсе чутвемъ дѣйствительности, значить выставлять себѣ рѣшительное свидѣтельство въ своей полной научной

несостоятельности. Стало быть, никоимъ образомъ невозможно объяснять явленія, напримѣръ русскаго языка „законами“, свойственными языку латинскому. Вѣдь это почти то же самое, какъ если бы кто сталъ серьезно утверждать, что на тѣлѣ какого-нибудь Нѣмца или Француза остались слѣды наказанія бамбукомъ какого-нибудь японскаго или китайскаго сановника“ 1).

Aus der Vernachlässigung dieses Fundamentalprinzips der Sprachwissenschaft lässt es sich recht wohl begreifen, warum die Streitberg'sche Arbeit im Kreise der Germanisten nicht die ihr sonst gebührende Beachtung gefunden hat, wie man aus Paul's Grundriss der germ. Philologie erschen kann.

In Anbetracht der soeben herangezogenen Stellen will ich in dem speciell-gotischen Teile der vorliegenden Untersuchung principiell von allen Vergleichen des Gotischen mit dem Slavischen absehen, obgleich die Versuchung dazu gar keine geringe ist. Das Gotische muss vor allen Dingen selber für sich sprechen. Die gotischen Fragmente sind glücklicher Weise noch umfangreich genug, um die Möglichkeit zu gewähren, eine so capitale Erscheinung wie die Bezeichnung der Actionsart, die schliesslich jede Verbalform tangiert, aus dem Gotischen selbst nachzuweisen.

1) „Die Tauglichkeit der Untersuchungen eines Linguisten hängt unter anderem von strenger Beobachtung geograpischer und chronologischer Bedingungen ab. Solches bedeutet, dass jedes sprachliche Factum in der ihm eigentümlichen Mitte von Ort und Zeit betrachtet werden muss. Erscheinungen einer gewissen Sprache in einer gewissen Entwicklungsperiode derselben durch Gesetze anderer Perioden und anderer Sprachen erklären — heisst durchaus kein Verständniss für die Wirklichkeit besitzen, heisst sich ein entschiedenes Zeugniss vollständiger wissenschaftlichen Insolvenz ausstellen. Folglich ist es auf keine Weise gestattet. z. B. Erscheinungen der russ. Sprache durch „Gesetze“ der lat. zu erklären. Das wäre ja fast dasselbe, als wenn jem. allen Ernstes behaupten wollte, am Körper irgend eines Deutschen oder Franzosen seien Spuren einer Züchtigung mit dem Bambus irgend eines japanischen oder chinesischen Beamten zurüctgeblieben.“

### § 23. Schluss des II. Cap.; Recapitulation.

Gegenüber dem Compositum, das durch den äusseren Zuwachs (den Ersatz für die Reduplicationssilbe) die vollendete Handlung zum Ausdruck gelangen zu lassen befähigt war, musste das Simplex naturgemäss als etwas Unfertiges, Unvollendetes erscheinen; darum war es eine durch die Umstände gebotene ganz organische Entwicklung desselben, dass es gerade das Unabgeschlossene und Continuirliche einer Handlung betonte, und schliesslich die Function der Dauer übernahm.

Recapitulieren wir nun zum Schluss dieses Capitels das bisher Erörterte, so ergeben sich folgende Resultate:

- 1) Die accentuelle Steigerung kennzeichnet die Sprache in der Regel durch formale Kürze;
- 2) die semasiologische Steigerung dagegen wird durch formalen Zuwachs bewirkt, ursprünglich durch die Reduplication, später bei Verben aber auch durch jedes beliebige Präfix.
- 3) Anfangs wird durch den formalen Zuwachs einzig und allein die perfective Actionsart gekennzeichnet; später jedoch wird der Actionsunterschied zur Tempusbildung benutzt.

### III. Capitel:

#### Gotische Verbalpräfixe.

##### 24. Arten der Verbalpräfixe.

Bevor wir in unserer Betrachtung weiter fortfahren können, müssen wir uns

- 1) die Arten der got. Verbalpräfixe,
- 2) ihre Functionen am Verbum etwas genauer ansehen.

Was die Arten der got. Verbalpräfixe anbelangt, so fallen sie, von unserem Gesichtspunkte aus betrachtet, in zwei Abteilungen:

- a) Präpositionen und Adverbia, die als unentbehrliche Richtungswörtchen soweit ihre Selbständigkeit bewahrt haben, dass sie ausser der Composition auch an und für sich noch in der Sprache als Partikeln fungieren, z. B.:

in, at, af, fram, ana, faura, faur, bi, us, etc.;

- b) solche, die ihre Selbständigkeit ganz eingebüsst haben und nur noch in der Composition ihr Dasein fristen, wie fra-, fri-, fair-, dis-, und vor allen anderen ga-.

Die ursprüngliche Function der Präfixe war die, dem Grundbegriff des Verbums einen entsprechenden Bedeutungszuwachs zuzuführen, besonders aber die Richtung der Handlung zu bezeichnen, z. B.:

us-gaggan = hinausgehen oder ausgehen,

in-gaggan = hineingehen,  
thairh-gaggan = hindurchgehen, etc;  
bugjan = kaufen, aber  
fra-bugjan = verkaufen, etc.

Diese Function wollen wir die rein-semasiologische nennen.

Aber wie wir teilweise schon in § 20 sahen, verblasste vielfach gerade das semasiologische Element der Verbalpräfixe dermassen, dass man z. B. von den sub b) aufgeführten gar nicht mehr mit Sicherheit angeben kann, was ihre eigentliche Grundbedeutung gewesen sein mag. Wenn man z. B. dem ga- hauptsächlich die Bedeutung des „Zusammenseins“ (die „sociative“ Bedeutung) zugeschrieben hat (Whitney-Jolly, pag. 123; Dorfled, Diss. pag. 7.; Kirchofer, Rev. Progr.; Wackernagel, ahd. Wörterb. pag. CCXIV.; Bernhardt, etc.), so beruht das auf Abstractionen, denen Nominalcomposita mit ga- zu Grunde gelegen haben; über diesen Punkt jedoch sagt schon J. Grimm, Gramm. Band I. pag. 870. Anmerk. 4.:

„Zusammengesetzte Nomina rechtfertigen keinen Schluss auf die Composition entsprechender Verba mit der gleichen Partikel.“

Diese Verblässung der Verbalpräfixe ermöglichte die § 19. erwähnte Functionsübertragung, so dass nunmehr die Präfixe eine zweite,

die perfectivierende Function übernahmen, z. B.  
taujan und gataujan,  
filhan und usfilhan, etc.

Vielfach gehen aber auch diese beiden Functionen nebeneinander einher. So z. B. sind die Composita wie us-gaggan, in-gaggan, at-gaggan, faur-gaggan, thairh-gaggan, etc. alle miteinander Perfectivverba zu gaggan, aber jedes mit dem speciellen Nebensinne, den das Präfix ihm verleiht.

## § 25. Das Verhältniss gotischer Verbalpräfixe zu griechischen.

Hatte man im Griechischen bei der Auswahl der zur Darstellung erforderlichen Verba in Bezug auf Simplicia und Composita völlig freie Hand, so musste man im Gotischen im Gegentheil sehr darauf achten, wo man ein Simplex und wo ein Compositum anwandte, d. h. man musste stets darauf bedacht sein, die durch diese beiden zum Ausdruck gebrachten Actionsarten mit gehöriger Schärfe auseinander zu halten. Dadurch wurden 4 Combinationen möglich:

- 1) dem griech. Simplex steht got. Simplex gegenüber,
- 2) " " " " " Compositum "
- 3) " " Compositum " " Simplex "
- 4) " " " " " Compositum "

d. h. mit anderen Worten:

- 1) got. Simplex =  $\left\{ \begin{array}{l} \text{griech. Simplex} \\ \text{und } \text{„ Compositum,} \end{array} \right.$
- 2) got. Compositum =  $\left\{ \begin{array}{l} \text{griech. Simplex} \\ \text{und } \text{„ Compositum} \end{array} \right.$

Diese Thatsache, die auf den ersten Blick leicht wie eine unentwirrbare Regellosigkeit und Willkür im Gebrauche der got. Verbalpräfixe erscheinen könnte, entpuppt sich somit als eine kategorisch geforderte logische Consequenz des got. Perfectivierungssystems, das diese scheinbare Mannigfaltigkeit der Möglichkeitsfälle, sich fürs Simplex oder Compositum entscheiden zu müssen, auf die zwei Fälle der Imperfectivität (wo das Simplex eintreten musste) und der Perfectivität (wo das Compositum eintreten musste) reduciert.

Dem Gesagten zufolge müssten sich nun wenigstens einige Beispiele dafür aufstellen lassen, wo a) gotischen Simplicibus griech. Simplicia und Composita und b) got. Compositis ebenfalls griech. Simplicia und Composita gegenüberstehen, zum mindesten bei mehrfach gebrauchten Verben.

De facto lassen sich auch genug solcher Fälle auftreiben, wie einige diesbezüglichen Beispiele zeigen mögen, zu denen Schulze's got. Glossar die Belege bietet.

### A. Simplicia.

1. niman = α) λαμβάνειν, αἶρειν, δέχεσθαι, βαστάζειν, (κληρονομεῖν);  
β) ἀπολαμβάνειν, ἐγκαλιζεσθαι, παραλαμβάνειν, ἀναλαμβάνειν.
2. sandjan = α) πέμπειν;  
β) ἀποστέλλειν.
3. gaggan = α) ἄγειν, πορεύεσθαι, στοιχεῖν, ἀκολουθεῖν, (δροποδοεῖν);  
β) ὑπάγειν, ἀπέρχεσθαι, εἰσέρχεσθαι, ἐξέρχεσθαι, περιπατεῖν, ἐμπεριπατεῖν, εἰσπορεύεσθαι, ὑπαντεῖν, ἀναβαίνειν, καταβαίνειν, διαπορεύεσθαι, παραπορεύεσθαι.
4. giban = α) διδόναι;  
β) ἀπο-, προ-, ἐπι-, μεταδιδόναι.
5. bairan = α) βαστάζειν, φορεῖν, φέρειν, (καρποφορεῖν), τίκτειν, (τεκνογονεῖν).  
β) περιφέρειν, προσφέρειν.
6. qiman = α) ἔρχεσθαι, ἦκειν, γίγνεσθαι;  
β) εἰσέρχεσθαι, ἐξέρχεσθαι, συνέρχεσθαι, παραγίγνεσθαι, καταβαίνειν, παρεῖναι, προσεγγίζειν.
7. tiuhan = α) ἄγειν, (ὀδεγεῖν);  
β) ἀπάγειν.

### B. Composita.

1. a) andniman = α) λαμβάνειν, δέχεσθαι, κομίζεσθαι (ξενοδοχεῖν);

- β) ἀνα-, ἀπο-, παραλαμβάνειν, προσλαμβάνεσθαι, ἀπέχειν, μετέχειν, ἀπο-, εἰς-, παρα-, προσ-, ὑποδέχεσθαι.
- b) ganiman = α) κομίζεσθαι, μανθάνειν, (κληρονομεῖν);  
β) παρα-, συμπαρα-, συλλαμβάνειν.
- c) usniman = α) λαμβάνειν;  
β) παραλαμβάνειν, ἐξαίρειν, καθαίρειν.
- d) franiman = α) λαμβάνειν;  
β) παραλαμβάνειν.
2. a) insandjan = α) πέμπειν;  
β) ἀπο-, ἐξαποστέλλειν, ἀνα-, προ-, συμπέμπειν.
- Anmerkung. Die übrigen Composita mit sandjan sind selten: mithsandjan = συμπέμπειν, mithinsandjan = συναποστέλλειν, tauragasandjan = πέμπειν sind nur ein einziges Mal belegt; gasandjan = προπέμπειν und ussandjan = ἐκβάλλειν sind dreimal belegt.
3. a) afgaggan = α) πορεύεσθαι;  
β) ἀποβαίνειν, ἀναχωρεῖν, ὑποχωρεῖν, ἀφίστασθαι.
- b) atgaggan = α) ἔρχεσθαι, πορεύεσθαι, ἐγγίζειν;  
β) εἰς-, ἐξ-, ἐπ-, κατ-, προσέρχεσθαι, ἐκπορεύεσθαι, ἐνίστασθαι, καταβαίνειν, παραγίγνεσθαι.
- c) afargaggan = α) διώκειν, ἀκολουθεῖν;  
β) ἐπ-, συνακολουθεῖν.
- d) gagaggan = α) γίγνεσθαι;  
β) ἐπιπορεύεσθαι, συνάγεσθαι, συνέρχεσθαι.

4. a) atgiban = α) διδόναι;  
β) ἀπο-, ἐπι-, παραδιδόναι.
- b) fragiban = α) διδόναι, δωρεῖσθαι, χαρίζεσθαι;  
β) παρέχεσθαι.
- c) usgiban = α) διδόναι, τίειν;  
β) ἀποδιδόναι, ἀποτίειν.
- Anmerkung. Von giban kommt nur noch afgiban ein einziges Mal vor, Philem, 15: atgaf sik = ἐχωρίσθη.
5. a) atbairan = α) φέρειν;  
β) προσφέρειν.
- b) gabairan = α) τίκειν, γεννᾶν;  
β) παραβάλλειν.
- c) usbairan = α) βαστάζειν;  
β) ἐκφέρειν, προφέρειν, ἀποκρίνεσθαι.
6. a) fraqiman = α) δαπανᾶν;  
β) ἀνα-, προσαναλίσκειν, ἐκδαπανᾶν.
7. a) attiuhan = α) ἄγειν, φέρειν;  
β) εἰς-, προσ-, κατάγειν.
- b) gatiuhan = α) ἄγειν;  
β) ἀπ-, κατάγειν, κατακρίνειν.
- c) ustiuhan = α) τελεῖν, τελειοῦν,  
β) ἐπι-, ἐκ-, συντελεῖν, ἀν-, ἐξάγειν, ἀναφέρειν, ἐκβάλλειν, καταρτίζειν, κατεργάζεσθαι, παριστάναί.
8. a) galeithan = α) ἔρχεσθαι, πορεύεσθαι;  
β) ἀπ-, δι-, εἰς-, ἐξ-, κατ-, προέρχεσθαι-, ἀνα-, καταβαίνειν, εἰσπορεύεσθαι, ἀνάγεσθαι, δπάγειν, καταβιβάζεσθαι, προκόπτειν.
- b) afleithan = α) πορεύεσθαι;

β) ἀνα-, ἀπο-, ὑποχωρεῖν, ἀποδημεῖν,  
ἀπέρχεσθαι.

Confrontieren wir nun der Uebersicht halber einige got. Verbalpräfixe mit griechischen, um eine Einsicht in ihr gegenseitiges Verhältniss zu gewinnen. Die Präfixlosigkeit der Simplicia wollen wir mit Null (0-) bezeichnen.

## C.

1. in- (in ingaleithan) = 0-, ἀπο-, ἀνα-, προ-, συν-,  
ἐξαπο-;
2. and- (in andniman) = 0-, ἀπο-, ἀνα-, εἰς-, μετα-,  
παρα-, προς-, ὑπο-;
3. at- (in atgaggan) = 0-, εἰς-, ἐξ-, ἐπι-, κατα-, προς-,  
ἐν-, παρα-;
4. us- (in ustiuhan) = 0-, ἀνα-, ἐκ-, ἐπι-, συν-, κατα-,  
παρα-;
5. ga- (in galeithan) = 0-, ἀπο-, δια-, ἀνα-, εἰς-, ἐξ-,  
κατα-, προ-, ὑπο-;
6. 0- (in gaggan) = 0-, ἀπο-, ἀνα-, δια-, εἰς-, ἐξ-,  
ἐμπερι-, κατα-, παρα-, περι-,  
ὑπο-;
7. 0- (in qiman) = 0-, εἰς-, ἐξ-, κατα-, παρα-,  
προς-, συν-.

Als selbständige Präpositionen entsprechen:

- a) got. in = ἀντί, εἰς, ἐν, ἐπί, διά;
- b) .. and = ἐν, εἰς, ἐπί, διά, κατά;
- c) .. at = ἀπό, ἐν, εἰς, ἐπί, παρά, πρὸς;
- d) .. us = ἐκ, ἀπό, κατά.

Vergleicht man die präfixalen Präpositionen mit denselben selbständigen, so sieht man, dass die Functionssphäre der ersteren ungleich grösser ist als diejenige der letzteren;

dazu umfassen die präfixalen Präpositionen die denkbar heterogensten Elemente, wie z. B. präfixales at- = εἰς-, aber auch ἐκ- entsprechen kann, in- = ἐξαπο-, etc. Diese That-sachen weisen unleugbar auf eine Verblässung der Verbalpräfixe hin.

Anmerkung. Von allen übrigen got. Präfixen war ga- semasiologisch am meisten verblasst, so dass von ihm gerade am allerwenigsten ein Bedeutungszuwachs befürchtet zu werden brauchte; daher wurde ga- ganz naturgemäss zum Träger κατ' ἐξοχήν der perfectiven Actionsart gestempelt (cf. auch Streitberg, Beitr. XV. pag. 102 ff).

Also durchaus nicht die Bedeutung des ga-, sondern im Gegenteile seine Bedeutungslosigkeit war es, die seine Verwendung zur Perfectivierung den andern Präfixen gegenüber so unverhältnissmässig begünstigte, dass man seinen Zusammenhang mit den übrigen Verbalpräfixen allmählich gänzlich aus dem Auge verlor und für dasselbe besondere Privilegien zu vindicieren suchte. (Cf. auch Streitberg, Beitr. XV. pag. 78 ff).

Zieht man auch Fälle wie den sub C. 5., wo ga-, das eine selbständige Existenz gar nicht mehr aufzuweisen hatte, den verschiedenartigsten griechischen Präfixen gegenübersteht, und dann die sub C. 6 und 7, wo selbst got. Präfixlosigkeit recht mannigfaltigen griechischen Präfixen gewissermassen entspricht, mit in Betracht, so kann man nicht umhin einzugestehen, dass hier von eigentlichen Bedeutungsentsprechungen got. und griech. Verbalpräfixe in landläufigem Sinne wenigstens nicht die Rede sein kann. Das ist auch sehr begreiflich, wenn man nur bedenkt, dass bei den got. Präfixen von den § 24 genannten zwei Functionen die perfectivierende, bei den griech. dagegen die rein-semasiologische prävalierte, d. h. für das Griechische war die chronologisch ältere rein-semasiologische Function die Hauptsache, nur hin und wieder taucht daneben die perfectivierende auf (cf. Brugmann, Griech. Gramm. in Iw. Müllers Handb. Band II<sup>2</sup> § 154 pag. 179. Anmerk., citiert in § 19), fürs Gotische dagegen stand die chronologisch jüngere perfectivierende Function

im Vordergrund, und die rein-semasiologische war Nebensache und daher so schwach entwickelt, dass, wenn die Richtung der Handlung bezeichnet werden musste, entweder das Verbalpräfix selbst oder eine ihm entsprechende Partikel hinter dem Verbum noch einmal wiederholt wurde, wie einige Beispiele in § 20, 3 darthun, insbesondere aber der folgende § 26 zeigen wird.

Anmerk. Unter den Präfixen der Composita eines Verbuns giebt's vielfach ein gewisses Präfix, das mit besonderer Vorliebe die Perfectivierung übernimmt. So z. B. hat unter den Compositis von -niman gerade and-niman die meiste Verwendung gefunden,

von -sandjan	— in-sandjan,
„ -tiuhan	— us-tiuhan
„ -gaggan	— us-gaggan (und in zweiter Linie erst at-gaggan),
„ -greipan	— und-greipan,
„ *biudan	— ana-biudan,
„ -filhan	— ana-filhan,
„ -dauthjan	— af-dauthjan,
„ }-fulljan	— }us-fulljan,
„ }-fullnan	— }us-fullnan,
„ -steigan	— }at-steigan,
	}us-steigan, etc. etc.

Hieraus kann man sehen, dass ga- durchaus nicht überall die leitende Rolle spielt; aber selbstverständlich giebt's andererseits auch genug Verba, unter deren Compositis gerade dasjenige mit ga- besonders häufig vorkommt, wie z. B. ga-leithan, ga-driusan, ga-dailjan, etc. —

## § 26. Doppelsetzung des Präfixes und die Genesis der Trennung der nhd. Verbalpräfixe.

Dass die präfixalen Elemente hinter dem Verbum wiederholt werden mussten, sobald es sich um die Markierung der Richtung einer Thätigkeit handelte, haben wir oben schon gesehen. Hier will ich nun weitere Beispiele für diese Erscheinung anführen. Natürlich taugen für unseren Zweck Beispiele, die der griech. Vorlage genau entsprechen, nicht viel, sondern lediglich solche müssen herangezogen

werden, wo das Griechische die pleonastische Wiederholung der Partikel nicht zeigt.

1. a) af-skaidan:

a) Röm. 8, 35: hvas uns afskaidai af friathvai  
Christaus = τίς ἡμᾶς χωρίσει ἀπὸ τῆς ἀγάπης.

β) Ibid. Vers 39: afskaidan af friathvai = χωρίσαι ἀπὸ τῆς ἀγάπης.

b) af-niman:

Luc. 8, 18: afnimada af imma = ἀρθῆσεται ἀπ' αὐτοῦ.

c) af-vandjan:

II. Tim. 1, 15: afvandidedun sik af mis allai = ἀπεστράφυσάν με πάντες.

d) af-vairpan:

Eph eser 4, 31: afvairpada af izvis = ἀρθῆτω ἀφ' ὑμῶν.

2. afar-gaggan:

Philipper 3, 14: afargagga afar sigislauna = διώκω ἐπὶ τὸ βραβεῖον.

3. bi-stigqan:

α) Luc. 6, 48: bistagq ahva bi jainamma razna = προσέρρηξεν ὁ ποταμὸς τῇ οἰκίᾳ ἐκεῖνῃ.

β) Matth. 7, 25: jah bistugqun bi thamma razna jainamma = καὶ προσέπεσον τῇ οἰκίᾳ ἐκεῖνῃ.

γ) Ibid. Vers 27: jah bistugqun bi jainamma razna = καὶ προσέκοψαν τῇ οἰκίᾳ ἐκεῖνῃ.

Anmerk. Interessant ist hier der jedesmalige Wechsel des Verbuns im griech. Original.

4. faur-snivan:

I. Tim. 1, 18: bi thaim faura faursnivandam = κατὰ τὰς προαγούσας.

5. in-trusgjan:  
 α) Röm. 11, 24: intrusgiths varst in godana  
 alevabagm = ἐνεκεντρίσθη εἰς καλλιέλαιον.  
 β) Ibid: intrusgjanda in svesana alevabagm =  
 ἐγκεντρισθήσονται τῇ ἰδίᾳ ἐλαίᾳ.

Anmerk. Vorliegende Stelle zeigt instructiver Weise, dass der Gote sich durch das Original nicht verleiten liess, das zweite Mal wenigstens sich ebenso mit dem blossen Dativ zu begnügen, wie das Griechische es sich ohne weiteres erlauben konnte, wo diese beiden Constructionen vollkommen gleichberechtigt waren (cf. § 20, 8).

6. mith-inngaleithan:  
 Joh. 18, 15: mithinngalaith mith Jesua  
 in rohsn = συνεισῆλθε τῷ Ἰησοῦ εἰς τὴν αὐλήν.
7. a) us-driusan:  
 Gal. 5, 4: us anstai usdrusuth = τῆς χάριτος  
 ἐξεπέσατε.
- b) us-gaggan:  
 α) Marc. 1, 25: usgagg ut us thamma =  
 ἐξελθε ἐξ αὐτοῦ.  
 β) Ibid. 11, 19: usiddja ut us thizai baurg =  
 ἐξεπορεύετο ἔξω τῆς πόλεως.  
 γ) Matth. 9, 32: thanuh bithe ut usiddjedun  
 eis = αὐτῶν δὲ ἐξερχομένων.  
 δ) Luc. 15, 28 und Joh. 18, 4: usgaggands ut =  
 ἐξελθών.  
 ε) Joh. 18, 16: usiddja ut = ἐξῆλθεν.
- c) us-kiusan:  
 Luc. 4, 29: jah usstandandans uskusun imma  
 ut us baurg = ἀναστάντες ἐξέβαλον αὐτὸν ἔξω  
 τῆς πόλεως.
- d) us-vairpan:

- α) Luc. 14, 35: ut usvairpand imma = ἔξω  
 βάλλουσιν αὐτό.  
 β) Marc. 12, 8 und Luc. 20, 15: usvaurpun  
 imma ut us thamma veinagarda = ἐξέβαλον  
 αὐτὸν ἔξω τοῦ ἀμπελώνος.

In äusserst zahlreichen Fällen werden **sinn-**  
**verwandte** Präpositionen resp. Adverbia zur beson-  
 deren Markierung der Richtung verwendet, z. B.:

I. Thess. 4, 16: dalath atsteigith af himina =  
 καταβήσεται ἀπ' οὐρανοῦ.

Marc. 5, 41: fairgreipands bi handau = κρατήσας τῆς  
 χειρός.

Ibid. 9, 27: undgreipands bi handau = κρατήσας τῆς  
 χειρός.

Ibid. 15, 17: atlagidedun ana ina = περιτιθέασιν αὐτῷ.

Joh 19, 4: atiddja ut = ἐξελθὼν ἔξω.

Ibid.: attiuha ut = ἄγω ἔξω, etc. etc.

Im Neuhochdeutschen, wo Umschreibungen, die im Goti-  
 schen nur sporadisch vorkommen, das alte Perfectivierungs-  
 system überwuchert haben, erlosch die perfectivierende Func-  
 tion der Präfixe, mit alleiniger Ausnahme sämtlicher  
**unbetonten** Präfixe, wie z. B. be-, ge-, ver-, er-, ent-, zer-,  
 etc., die ihr altes Recht insofern bewahrten, dass sie bis auf  
 den heutigen Tag noch ganz selbständig ihr Participl Perf.  
 Pass. — eine vollendete Form — bilden. Die unbetonten  
 dagegen werden, wie wir zu sagen pflegen, vom Verbum  
 getrennt. Der letzte Ausdruck ist durchaus unzutreffend.  
 Der ganze Vorgang, warum unbetonte Präfixe im Nhd.  
 noch perfectivierende Kraft besitzen und von ihrem  
 Verbum nicht „getrennt“ werden, die **betonten** im Gegen-  
 teil keine Perfectivierung bewirken und hinter ihr

Verbum gesetzt werden, geht auf's Gotische zurück. Der got. Satz z. B. in Marc. 1,25:

„usgagg ut us thamma“ lautet in genauer Wiedergabe im Nhd. so:

„(aus)geh aus aus diesem.“

Da nun aber die perfectivierende Function der Verbalpräfixe hier im grossen Ganzen durch Umschreibungen abgelöst worden war, fiel das Präfix am Verbum als etwas Ueberflüssiges ab und **nur die starkbetonte Richtungspartikel** wurde als besonders wichtig beibehalten. Diese übriggebliebene Richtungspartikel des Nhd. ist also, genau genommen, ein secundäres, postpositionales Element, und darf eigentlich mit dem Präfix am Verbum nicht identificiert werden.

Anmerkung 1. Um das im Nhd. übrigbleibende doppelte „aus“ zu vermeiden, hat Luther den Satz „geh aus aus ihm“ wiedergegeben durch „fahre aus von ihm.“ —

Anmerkung 2. Hier muss noch eine hochwichtige Consequenz der got. Verbalpräfixverblassung erwähnt werden. Wenn nämlich diese Verblassung ein sprachhistorisches Factum ist, so müssen die Präfixe notwendiger Weise recht oft mit einander verwechselt worden sein, da ihre Functionsgrenzen sehr verschwommen waren in semasiologischer Beziehung, in Bezug auf Perfectivierungsfähigkeit aber ein Präfix genau so gut war wie das andere.

In der That ist die Anzahl der Verwechslungen der mannigfaltigsten Präfixe eine so enorm grosse, dass man im ersten Augenblicke sich versucht fühlt zu glauben, alles könnte mit allem vertauscht werden. Für unsere Zwecke dürften jedoch einige Beispiele genügen.

- |                 |   |  |
|-----------------|---|--|
| 1. θάψαι        | = | {ga-filhan Matth. 8, 1.<br>\us-filhan Luc. 9, 59.                              |
| 2. κρατίσας     | = | {fair-greipands Marc. 5, 41; Luc. 8, 54.<br>\und-greipands Marc. 9, 27; 1, 31. |
| 3. διεληθῶν διὰ | = | {thairh-leithands thairh Luc. 4, 30.<br>\us-leithands thairh Joh. 8, 59.       |
| 4. ἐξεληθῶν ἐξω | = | {us-iddja ut Joh. 19, 5.<br>\at-iddja ut Joh. 19, 4.                           |
| 5. παραλαβῶν    | = | {ga-nimands Luc. 18, 31.<br>\and-nimands Marc. 10, 32.                         |

- |               |   |  |
|---------------|---|--|
| 6. ἐπιτάσσειν | = | {ana-biudan Marc. 1, 27.<br>\aur-biudan Luc. 8, 25.        |
| 7. ἀπολύσειν  | = | {af-letan Marc. 10, 4.<br>\fra-letan Marc. 8, 9, etc. etc. |

Wenn hier fast immer nur je eine Belegstelle angeführt worden ist, so heisst das durchaus nicht, dass vorliegende Vertauschungen je nur an einer einzigen Stelle im Vulgata überhaupt vorkommen — im Gegenteil sind die Belegstellen, wie man sich aus Schulze's got. Glossar überzeugen möge, oft sehr zahlreich, z. B.:

- |           |   |  |
|-----------|---|--|
| ἀπολύσειν | = | af-letan Marc. 10, 4. 11. 12; Matth. 5, 31.<br>32; Luc. 16, 18. 18.  |
|           | = | fra-letan Marc. 8, 9. 15, 6. 9. 11. 15;<br>Matth. 27, 15. 17; Luc. 2, 29. 6, 37. 8, 38.<br>9, 12; Joh. 18, 39. 19, 10. 12. |

## § 27. Gotische Tempora.

Aus den bisherigen Erörterungen folgt:

- 1) Verba simplicia bezeichnen im Got. die unvollendete oder dauernde (oft auch die wiederholte) Handlung jeder Zeitstufe;
- 2) Verba composita bezeichnen die abgeschlossene oder vollendete (oft auch die einmalige) Handlung jeder Zeitstufe.

Das got. Simplex lässt es vollkommen unentschieden, ob das Resultat der Handlung erreicht wird oder nicht; aus diesem Grunde liegt in ihm eine gewisse Unbestimmtheit. Das Compositum dagegen betont gerade die Erreichung des Resultates. Ihm inhäriert der Begriff der Entschiedenheit; darum wird es auch angewandt, wenn die Handlung auf einen bestimmt abgegrenzt vorliegenden Fall gerichtet ist.

Aus dem Begriff der Dauer und demjenigen der Vollendung, die der Gote, unbeirrt von der griechischen Vorlage, mit ausserordentlicher Geistesschärfe durchgeführt hat, wie die got. Fragmente es hinlänglich beweisen, entwickelten sich im Gotischen folgende Tempora:

## I. Präsens:

- a) dauernd (Simplex), z. B. tauja, greipa, slepa, etc.  
 b) vollendet (Compositum), z. B. gatauja, fairgreipa anaslepa, etc.

## II. Präteritum:

- a) dauernd (Simplex), z. B. tavidā, graip. saizlep, etc.  
 b) vollendet (Compositum), z. B. gatavida, fairgraip, anasaizlep, etc.

## III. Futurum:

formell genau mit dem Präsens übereinstimmend.

Anmerkung. Participia sind, analog dem Griechischen, von ihrem regierenden Verbum abhängig. Ist die Handlung des Nebensatzes mit derjenigen des Hauptsatzes gleichzeitig, so steht das Particip in der unvollendeten Form (Simplex), z. B. nimands = „während (da, als, etc.) er nahm“ . . . = er war mit dem Nehmen beschäftigt, als ein anderes Ereignis eintrat; geht dagegen die Handlung des Nebensatzes derjenigen des Hauptsatzes voran, so muss das Particip die vollendete Form haben, also ein Compositum sein, z. B. ganimands = „als (nachdem, da, etc.) er genommen hatte“ . . . = das Geschäft des Nehmens war schon beendet, als ein anderes Ereignis eintrat. —

## § 28. Beispiele der Composita mit ga-

Da das Präfix ga- unter den übrigen am allerwenigsten seine semasiologische Function geltend macht, können wir an den Verbalcompositis mit ga- am ungestörtesten die perfectivierende Function der Präfixe beobachten; daher möchte ich gerade mit diesem die Reihe der directen Beweise für die beregte doppelte Actionsart der got. Verba eröffnen. Die Beispiele habe ich möglichst im Zusammenhange zu geben versucht, da einzelne Wörter, herausgerissen aus ihrer jeweiligen Umgebung, ausserordentlich leicht falsch interpretiert werden könnten. Selbstverständlich kann in diesen Beispielen das Material keinesweges erschöpfend behandelt werden.

## A. Taujan und gataujan.

- a) Mt. 9, 28: Gaulaubjats thatei magau thata taujan = πιστεύετε, ὅτι δύνανται τοῦτο ποιῆσαι;  
 b) Mc. 6, 5: jah ni mahta jainar ainohun mahte gataujan = καὶ οὐκ ἐδύνατο ἐκεῖ οὐδεμίαν δύναμιν ποιῆσαι.  
 c) Mt. 5, 36: ni magt ain tagl hveit aiththau svart gataujan = οὐ δύνασαι . . . ποιῆσαι.  
 d) Mt. 7, 18: ni mag bagms thiudeigs akran ubila gataujan = οὐ δύναται . . . ποιεῖν.  
 e) Mt. 7, 17: all bagme godaize akrana goda gataujiangh = πᾶν δένδρον . . . ποιεῖ.  
 f) Mt. 6, 1: Atsaihvith armaion izvara ni taujan in andvairthja manne du saihvan im = προσέχετε δὲ τὴν ἐλεημοσύνην ὑμῶν μὴ ποιεῖν ἔμπροσθεν τῶν ἀνθρώπων πρὸς τὸ θεαθῆναι αὐτοῖς.  
 g) Joh. 6, 6: ith silba vissa, thatei habaida taujan = αὐτὸς γὰρ ᾔδει τί ἔμελλεν ποιεῖν.

Anmerkung 1. Um die bezüglichen got. Verba auch graphisch kenntlich zu machen, werde ich die dauernde H. mit einem einfachen, die vollendete dagegen mit einem **Doppelstrich** versehen.

An den vorgeführten Beispielen, wo scheinbar alles drunter und drüber geht — denn taujan = ποιεῖν und ποιῆσαι, aber auch gataujan = ποιεῖν und ποιῆσαι — kann man klar und deutlich sehen, dass weder die griech. Vorlage, noch die Negation, noch die präterito-präsentialen Hilfsverba auf den Gebrauch des ga- irgend einen wahrnehmbaren Einfluss ausüben. Dauer und Vollendung ist hier das ordnende Princip, der Ariadnefaden, der sicher und ungefährdet aus den scheinbaren Irrgängen des sprachlichen Labyrinths führt. Die dauernde, unabgeschlossene (oder auch wiederholte) H., wie sie in a), f) und g) vorliegt, schliesst den Gebrauch des ga-kategorisch aus, wogegen die vollendete, oder auf

einen ganz speciellen Fall gerichtete (oft auch die einmalige), oder die schlechthinige, sogen. tempuslose H., wie z. B. der griech. Aorist und das lat. Perf. hist. (natürlich dementsprechend auch das griech. und lat. Präs. hist.), unbedingt das Präfix im Got. fordert, wie b), c), d) und e) darthun.

Anmerkung 2. Vielfach wird die factisch abgeschlossene oder wenigstens als abgeschlossen gedachte H. ausdrücklich noch gekennzeichnet, wie z. B. in b) durch ainhun, in c) durch ain, die beide einen starken Nachdruck im Satze hier haben.

In d) und e) sind ganz bestimmte Fälle ins Auge gefasst, von denen vorausgesetzt wird, dass es nie anders sein kann als hier behauptet wird; daher das Compositum selbst im Präsens.

Anmerkung 3. Da die Negation vielfach gerade isolierend oder limitierend wirkt, musste sie notwendiger Weise recht oft mit dem Compositum zusammentreffen, was den falschen Schein hervorrief, als sei das Compositum in solchen Fällen lediglich durch die Negation bedingt worden, während doch beide (das Comp. und die Neg.) als Satzglieder unter sich von einander durchaus unabhängig sind und im Verhältniss völliger Coordination stehend der höheren Kategorie der Imperfectivität und Perfectivität in gleicher Weise subordiniert werden, — allentfalls mit dem Unterschiede, dass die Negation in beiden Fällen formell sich gleich bleibt, ob sie also Dauer oder Vollendung negiert, während das Verbum dagegen in jedem einzelnen Falle auch formell gekennzeichnet wird, resp. als Simplex oder als Compositum im Satze erscheint. (Dass hier von der Verbalnegation die Rede ist, versteht sich von selbst).

## B. Tavida und gatavida.

- a) 1) Joh. 8, 39: ith barna Abrahamis veseith, vaurstva A. tavidedeith = εἰ τέκνα τοῦ Ἀβραάμ. ἐστε, τὰ ἔργα τοῦ Α. ἐποιεῖτε.

- 2) Vers 40: ith nu sokeith mik usqiman . . . ; thatuh Abraham ni tavida = γὼν δὲ ζητεῖτέ με ἀποκτεῖναι . . . τοῦτο Α. οὐκ ἐποίησεν.
- b) Mc. 3, 8: manageins filu, gahausjandans hvan filu is tavida, qemun at imma = πλῆθος πολὺ, ἀκούσαντες ὅσα ἐπολεῖ, ἦλθον πρὸς αὐτόν.
- c) Mc. 15, 8: jah usgaggandei alla managei dugunnun bidjan svasve sinteino tavida im = ἀναβάς ἔλος ἐ ὄχλος ἤρξατο αἰτεῖσθαι καθὼς ἀεὶ ἐπολεῖ αὐτοῖς.
- d) Vers 7: Vasuh than sa haitana Barabbas mith thaim mith imma drobjandam gabundans, thaiei in auh-jodau maurthr gatavidedun = ἦν δὲ ἐ λεγόμενος Βαραββᾶς μετὰ τῶν στασιαστῶν δεδεμένος, οἵτινες ἐν τῇ στάσει φόνον πεποιήκεισαν.
- e) 1) Mc. 5, 19: gagg du garda theinamma . . . , jah gateih im hvan filu thus frauja gatavida jah gaar-maida thuk = ὑπαγε εἰς τὸν οἶκόν σου . . . καὶ ἀπάγγειλον αὐτοῖς ὅσα ἐ κύριός σοι πεποιήκεν καὶ ἠλέησέν σε.
- 2) Vers 20: jah dugann merjan . . . , hvan filu gatavida imma Jesus = καὶ ἤρξατο κηρύσσειν . . . ὅσα ἐποίησεν αὐτῷ Ἰησοῦς.
- f) Mc. 2, 25: Niu ussuggvuth aiv hva gatavida Daveid, than thaurfta jah gredags vas = οὐδέποτε ἀνέγνωτε τί ἐποίησεν Δαυεὶδ, ὅτε χρεῖαν ἔσχεν καὶ ἐπέβασεν;
- g) Luc. 6, 3: ni thata ussuggvuth thatei gatavida D., than gredags vas . . . = . . . ἐποίησεν . . .
- h) Ibid. 9, 54: . . . sve jah Heleias gatavida = . . . ἐποίησεν.
- i) Joh. 13, 12: vitudu hva gatavida izvis = γινώσκατε τί πεποιήκα ὑμῖν;
- k) Vers 15: du frisahtai auk atgaf izvis, ei svasve ik

gatavida izvis, sva jus taujaith = ὑπόδειγμα γὰρ δέ-  
δωκα ὑμῖν, ἵνα καθὼς ἐγὼ ἐποίησα ὑμῖν, καὶ ὑμεῖς ποιῆτε.

- 1) 1) Luc. 17, 9: Iba thank thus fairhaitis skalka jai-  
namma, unte gatavida, thatei anabudan vas = μὴ  
ἔχει χάριν τῷ δούλῳ ὅτι ἐποίησεν τὰ διαταχθέντα;  
2) Vers 10: Sva jah jus, than taujaith alla |tho ana-  
budanona izvis, qithaith thatei skalkos unbrukjai  
sijum, unte thatei skuldedum taujan gatavide-  
dum = οὕτως καὶ ὑμεῖς, ὅταν ποιήσητε πάντα τὰ  
διαταχθέντα ὑμῖν, λέγετε ὅτι δούλοι ἀχρεῖοί ἐσμεν, ὃ  
ὠφείλομεν ποιῆσαι πεποιήκαμεν.

Als besonders instructive Beispiele davon, wie streng der Gote sein Princip der Dauer und Vollendung durchgeführt hat, mögen a) 2) und f) dienen, obgleich das Original in beiden Fällen den farblosen constatierenden Aorist ἐποίησεν zeigt, der sonst in e) 2), f), g) und h) durch das Compositum gegeben wird, wo eben gerade die Abgeschlossenheit der Handlung betont werden soll. Das tavidā in a) 2) bezeichnet Abrahams Verhalten ganz im Allgemeinen, also sein Thun und Lassen überhaupt, ohne dass an specielle Fälle angespielt würde; daher ist hier die Dauerform angewandt worden, die wir dem Sinne nach etwa so wiedergeben können: „Abraham that (überhaupt) nicht so = A. handelte immer anders.“

Als lehrreiches Gegenbild hierzu dient das in f) und g) vorkommende gatavida, das einen ganz speciellen Fall kennzeichnet, der im Nachsatze weiter erläutert wird, während a) 2) beachtenswerter Weise überhaupt gar keinen Nachsatz hat; daher lautet eine sinngetreue Uebersetzung von f) und g): „was that D. damals (in dem Falle), als ihn hungerte,“ etc.

Die hier an a) 2) und f) geknüpften Voraussetzungen finden ihre volle Bestätigung, wenn man die andern diesbezüglichen Beispiele auch mit in Betracht zieht. Zu a) 2)

vgl. man b), wo die unabgeschlossene Handlung ganz unverkennbar in dem tavidā liegt, und auch c), wo die wiederholte H. durch das hinzugefügte sinteino noch besonders hervorgehoben wird; zu f) vgl. man d), e), i) und l) 2). Was allen diesen Stellen eine besondere Beweiskraft verleiht, ist die griechische Vorlage, die hier jeden Zweifel gegen das soeben Gesagte im Keime erstickt.

Schliesslich sei hier noch erwähnt, dass in c) und d), k) und l) Simplex und Compositum neben einander streng nach der allgemeinen Regel gebraucht werden — ein wichtiger Umstand, der uns kategorisch nötigt anzunehmen, dass der Gote sehr genau wusste, was er that, wenn er das Präfix, das semasiologisch hier absolut unwesentlich war, bald ansetzte, bald hinwiederum wegliess.

## § 29. Fortsetzung.

### A). Sviltan und gasviltan.

- a) Luc. 8, 42 heisst es von dem Töchterlein des Jairus:  
ja so svalt = καὶ αὐτὴ ἀπέθνησεν.  
Vers 49: . . . qithands . . . thatei gadauthnoda  
dauhtar = λέγοντες ὅτι τέθνηκεν ἡ θυγάτηρ.  
Vers 52: ni gasvalt, ak slepith = οὐ γὰρ ἀπέθανεν  
ἀλλὰ καθεύδει.  
Vers 53: jah bihlohun ina gasaihvandans thatei  
gasvalt = καὶ κατεγέλων αὐτοῦ ἰδόντες ὅτι ἀπέθανεν.

Dass der Gote auch hier, ganz abgesehen von der dauernden Form des Originals in Vers 42, mit vollem Bewusstsein das Simplex svalt gesetzt haben muss, können wir wohl mit Recht daraus schliessen, dass er aus Vers 49 wissen musste, dass das Mägdlein in Vers 42 noch nicht tot war, sondern eben im Sterben lag. Und in der That, später, wo der Tod wirklich eingetreten war, kennzeichnet er das Factum consequent durch Composita, erstens durch gadauthnoda,

zweitens aber auch — worauf es uns hier gerade am meisten ankommt — wiederholt durch gasvalt.

- b) Parallelstelle in Mc. 5, 23:  
 thatei dauhtar meina aftumist habaith = . . . .  
 ἐσχάτως ἔχει.

Vers 35: thatei dauhtar deina gasvalt = ἀπέθανεν.

Vers 39: thata barn ni gadauthnoda, ak slepith =  
 τὸ παιδίον οὐκ ἀπέθανεν ἀλλὰ καθεύδει.

- c) Parallelstelle in Mt. 9, 18:  
 dauhtar meina nu gasvalt = ἄρτι ἐτελεύτησεν.  
 Vers 24: unte ni gasvalt so mavi, ak slepith =  
 οὐ γὰρ ἀπέθανεν τὸ κοράσιον, ἀλλὰ καθεύδει.

Beide Parallelstellen bestätigen das vorhin zu a) Gesagte im weitesten Umfange. Beachtenswert ist noch, dass gasvalt und gadauthnoda völlig promiscue gebraucht werden — ein Umstand, der die Richtigkeit des bisher Behaupteten in keiner Weise beeinträchtigt, sondern vielmehr bekräftigt.

## B. Slepan und gaslepan (anaslepan).

- a) Joh. 9, 11: Lazarus gasazlep = Λ. κεκοιμήται.  
 Vers 12: jabai slepith, hails vairthith = εἰ κεκοιμήται, σωθήσεται.  
 Vers 14: L. gasvalt = Λ. ἀπέθανεν.
- b) Mc. 4, 38: jah vas is ana notin ana vaggarja slepands  
 = καὶ ἦν αὐτὸς ἐν τῇ πρόμνη ἐπὶ τὸ προσκεφάλαιον καθεύδων.
- c) Mt. 8, 24: ith is sazlep = αὐτὸς δὲ ἐκάθευδον.
- d) Luc. 8, 23: tharuh than sve faridedun, anasazlep  
 = πλεόντων δὲ αὐτῶν ἀφύπνωσεν.
- e) I. Cor. 15, 18: thannu jath thai gaslepanans in  
 Xristau fraqistnodedun = . . . οἱ κοιμηθέντες . . . ἀπέλονται.

Vers 20: ith nu Xristus urrais us dauthaim, anasto-  
 deins gaslepanane vaurthans = . . . . ἀπαρχὴ τῶν  
 κεκοιμημένων.

- f) I. Thess. 4, 13: bi thans anaslepanans = περὶ τῶν  
 κεκοιμημένων.

Vers 15: thatei veis . . . . ni bisnivam faur thans  
anaslepanans = ὅτι ἡμεῖς . . . . οὐ μὴ φθάσωμεν  
 τοὺς κοιμηθέντας.

- g) I. Cor. 15, 6: thathroh gasaihvars ist managizam . . . .  
 thizeei thai managistans sint und hita, sumaith than  
gasazlepun = . . . . ἐξ ὧν οἱ πλείονες μένουσιν ἕως  
 ἄρτι, τινὲς δὲ ἐκοιμήθησαν.

In dem sub a) vorkommenden κεκοιμήται liegt in temporaler Beziehung eine doppelte Bedeutung: es kann nämlich als Perf. = „entschlafen oder eingeschlafen sein“ gefasst werden, oder aber auch als Präs. = „schlafen“, wenn das Resultat oder die Thätigkeit weiterdauert, wozu die ganz zu Präsens gewordenen Perfecta οἶδα, novi, etc. Analogia bieten. Also kann in einer und derselben griech. Form, rein von formeller Seite aus betrachtet, Dauer oder Vollendung liegen, je nachdem man sie auffasst. Da der Gote aber beide Kategorien stets mit ausserordentlicher Schärfe scheidet, so konnte er auch keine got. Form wählen, die dem Griech. nach diesen beiden einander so entgegengesetzten Richtungen hin hätte gerecht werden können und den Doppelsinn des Originals treffend wiedergegeben hätte; darum diese auf den ersten Blick etwas befremdliche Erscheinung, dass er für eine und dieselbe Vorlage κεκοιμήται im ersten Falle, wo Christus meinte (wie aus dem folgenden Vers 13. erhellt), dass Lazarus schon „entschlafen“ = gestorben sei, das Compositum gasazlep wählte, während er im zweiten Falle, wo die Jünger glaubten, Lazarus „schlafe“ nur, den präsentischen Sinn des κεκοιμήται ganz regelrecht durch das Simplex slepith wiedergibt.

In e) zeigt die Dauerform saizlep, dass das Schlafen Christi fort dauerte, während die Jünger in der Not waren, was mit einer richtigen Auffassung der dort geschilderten Situation vorzüglich stimmt; in d) dagegen bezeichnet das Compositum anasaizlep den Eintritt der Haupthandlung während der H. des Nebensatzes. Vortrefflich hat Luther den Sinn dieser Stelle im Nhd. auch sprachlich wiedergegeben durch „und da sie schifften, **entschlief** er“, wo Simplex und Compositum genau dem got. Gebrauch entsprechen.

Anmerk. Dass anaslepan in jeder Beziehung sich mit gaslepan vollständig deckt, ergibt sich aus einer Vergleichung der Stellen e), f) und g), die gerade deswegen herangezogen worden sind. In e) ist

- 1) gaslepandans = κοιμηθέντες = anaslepadans in f),
- 2) hat e) gaslepandane = τῶν κοιμηθέντων = (bi thans) anaslepadans in f).

### § 30. Fortsetzung.

#### A. Filhan und gafilhan (usfilhan).

a) Mt. 8, 21: frauja, uslaubei mis frumist galeithan jah gafilhan attan meinana = κύριε, ἐπίτρεψόν μοι πρῶτον ἀπελθεῖν καὶ θάψαι τὸν πατέρα μου.

Vers 22: laistei afar mis, jah let thans dauthans filhan seinans dauthans = ἀκολούθει μοι. καὶ ἄφες τοὺς νεκροὺς θάψαι τοὺς ἑαυτῶν νεκροὺς.

Warum sagt hier der Jünger gafilhan, Christus dagegen filhan, wo doch im Griech. in beiden Fällen θάψαι steht?

Der Jünger spricht von einem bestimmt vorliegenden Falle: er will nämlich seinen Vater begraben, daher gebraucht er das Compositum; Christus aber verallgemeinert diesen speciellen Fall, er dehnt ihn in Gedanken auf alle überhaupt möglichen derartigen Fälle aus — darum ist seiner Anschauung das Simplex angemessen.

b) Reiche Belehrung gewährt hierzu die Parallelstelle in Luc. 9, 59: uslaubei mis galeithan jah usfilhan attan meinana = . . . θάψαι . . .

Vers 60: let thans dauthans usfilhan seinans navins, ith thu gagg jah gaspillo thiudangardi guths = . . . θάψαι . . . , σὺ δὲ ἀπελθὼν διάγγελλε . . . . .

Beim ersten Anblick könnte diese Stelle mit der vorigen im Widerspruch zu liegen scheinen, da hier beidemal usfilhan steht. Jedoch vergesse man nicht, dass dem Goten, der überall das gleichförmige θάψαι vorfand, vollkommen freistand, Christum den vorliegenden Fall entweder 1) speciell, oder aber 2) allgemein auffassen zu lassen. Im Mt. hat er der zweiten, hier aber der ersten Auffassung den Vorzug gegeben. Für diese Erklärung spricht auch der wichtige Umstand, dass die Lucasstelle noch einen durch die stark adversative Conjunction ith eingeleiteten Nebensatz hat, wodurch die Gegensätzlichkeit des Inhaltes der beiden mit einander verbundenen Sätze möglichst gesteigert und beiden Parteien ihre specielle Thätigkeit zugewiesen wird. Wohlzubeachten ist auch, dass in der Bitte des Jüngers keine Schwankung im Gebrauch des Compositums vorkommt, weil er ja stets einen und denselben Fall im Sinne hatte und naturgemäss auch haben konnte.

Anmerkung 1. Gafilhan hier = θάψαι = usfilhan, wie gaslepan = anaslepan (cf. § 29 B. Anmerk.).

#### B. Matjan — gamatjan, drigkan — gadrigkan.

Luc. 18, 8: manvei hva du naht matjau, jah bigaurdandans andbahtei mis, unte matja jah drigka, jah bithe gamatjis jah gadrigkais thu = ἔτοιμασον ἡ δειπνήσω, καὶ περιζωσάμενος διακόνει μοι, ἕως ἂν φάγω καὶ πίω, καὶ μετὰ ταῦτα φάγεσαι καὶ πίεσαι σύ;

Sämmtliche Simplicia der betreffenden Verba drücken hier die Dauer aus, während gamatjis und gadrigkais den Eintritt einer H. kennzeichnen.

Anmerkung 2. Ueber den Optat. in gadrigkais vgl. Bernhardt, Vulfila, Bemerk. zu Mt. 5, 49.

### C. Arman — gaarman, bleithjan — gableithjan.

Röm. 9, 15: gaarma thanei arma jah gableithja (thanei bleithja) = ἐλεήσω ὃν ἂν ἐλεῶ καὶ οἰκτερήσω ὃν ἂν οἰκτείρω.

In Bezug auf Simplicia und Composita ist diese Stelle mit der vorigen ganz gleich. Sehr charakteristisch ist es, wie Luther diese Stelle übersetzt hat:

„Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und welches ich mich erbarme, des erbarme ich mich,“

wo in den beiden Nachsätzen gerade das alte unumschriebene Futurum (formell = Präsens) angewandt worden ist, das „kurz und bündig“ und daher auch ungleich markiger ist als die ellenlangen, wässerigen Umschreibungen.

### D. Salhvan — gasalhvan.

a) Joh. 16, 16 (dreimal genau in derselben Form wiederkehrend): leiril nauh jah ni saihvith mik, jah aftra leiril nauh jah gasaihvith mik = μικρὸν καὶ ὀθεωρεῖτέ με, καὶ πάλιν μικρὸν καὶ ὄψεσθέ με.

Hier liegt das Geheimniss, warum der Gote mit dem Simplex und Compositum an allen drei Stellen so consequent wechselt, in der Bedeutung des Originals; denn θεωρεῖν = „anschauen, beschauen, betrachten“ — lauter Verba, die ohne den Begriff der Dauer gar nicht denkbar sind, wogegen ὄψομαι = „bemerken, erblicken“ gerade das Momentane, die Dauerlosigkeit involviert (cf. Leo Meyer, vgl. Gramm. 2, I. Teil pag. 663 und 816; Benseler und

Schenkl, griech. Schulwörterbuch). Demnach müsste der obige Satz im Nhd. etwa lauten: „Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich nicht mehr betrachten (können), und abermal über ein Kleines, so werdet ihr mich (flüchtig) erblicken.“

Anmerkung 3. Hier wie auch sonst vielfach muss man wiederum so recht die Feinsinnigkeit des Vulfila bewundern, mit der er den Sinn des Originals erfasste und mit seinen äusserst beschränkten Mitteln so vortrefflich wiederzugeben wusste.

- b) 1) Luc. 8, 10: ei saihvandans ni gasaihvaina jah gahausjandans ni frathjaina = ἵνα βλέποντες μὴ βλέπωσιν καὶ ἀκούοντες μὴ συνιῶσιν.  
2) Mc. 4, 12: ei saihvandans saihvaina jah ni gaumjaina, jah hausjandans hausjaina jah ni frathjaina = ἵνα βλέποντες βλέπωσιν καὶ μὴ ἴδωσιν, καὶ ἀκούοντες ἀκούωσιν καὶ μὴ συνιῶσιν.

Diese beiden Stellen sind in besonders hohem Grade geeignet, uns einen Einblick in die Gebrauchssphäre des Simplex und Compositum zu gewähren — zumal das Griech. hier das Präfix auf keinen Fall veranlasst haben kann. Wie wir sub a) sahen, bedeutet saihvan = „anschauen, beschauen, betrachten“ — allgemein: das Sehvermögen besitzen und in Anwendung bringen, gasaihvan dagegen = „erblicken, bemerken“ — allgemein: so sehen, dass man zum Verständniss des Gesehenen gelangt. Also wie das Simplex die Fähigkeit des Sehens und dessen Ausübung betont, so bezeichnet das Compositum das Resultat dieser Fähigkeit. Genau in demselben Verhältniss zu einander stehen hausjan und gahausjan (cf. Streitberg, Beitr. XV. pag. 82 ff.).

Zu der Bernhardt'schen Uebersetzung der 1. Stelle „damit sie obwohl sehend nicht wirklich sehen und obwohl wirklich hörend nicht verstehen“ bemerkt Streitberg, ibid. pag. 83 sehr treffend:

„Dies ‚wirklich‘ ist eins jener worte, die sich zur rechten zeit da einstellen, wo begriffe fehlen. Ich wenigstens vermag

mir von einem ‚sehen‘, das doch kein ‚wirkliches sehen‘ ist, keine vorstellung zu machen, und fürchte, dass es andern nicht anders gehen dürfte. Der sinn ist vielmehr der: ‚damit sie, obwohl sie die fähigkeit des sehens besitzen und anwenden, doch nicht zum ziele des sehens, der wahrnehmung gelangen d. h. nichts erblick en, und damit sie, obwol sie das resultat des hörens, nämlich das auffangen der worte, erlangen d. h. das ausgesprochene wahrnehmen, doch nicht zum verständniss des vernommenen gelangen.‘ Hiergegen halte man Mc. 8, 18. *augona habandans ni gasaihvith jah ausona habandans ni gahauseith*. Hier entsprechen die worte *augona habandans* ‚im besitz der sehwerkzeuge befindlich‘ dem oben angeführten imperfectiven *saihvandans*: obwol sie augen besitzen, erblicken sie nichts damit, und obwol sie ohren besitzen, vernehmen sie nichts, die vorhandenen sinnesorgane versagen also den dienst. Bezeichnet man nun die fähigkeit, welche diesen organen, den augen, ohren u. s. w. innewohnt, ausdrücklich, so muss naturgemäss das imperfective verbum angewandt werden. Deshalb heisst der griechische satz: *ὁ ἔχων ὄτα ἀκοῦει ἀκού-ἔτω* regelmässig in gotischer übertragung: *saei habai ausona hausjandona, gahausjai*, ‚wer ohren, das mittel zum hören, besitzt, vernehme‘; vgl. Mc. 4, 9. 23. 7, 16. Mit noch genauerem anschluss an das original steht Luc. 8, 8: *saei habai ausona du hausjan, gahausjai*, ebenfalls das imperfectiv aufweisend.“

Durchaus bestätigt wird das soeben Angeführte durch unsere 2) Stelle (Mc. 4, 12), die wiederum ein frappantes Beispiel Vulfila’scher Uebersetzungskunst liefert. Im Nhd. lautet die Stelle etwa folgendermassen: „damit sie, obgleich sie das Sehvermögen besitzen (*saihvandans*), und es auch in Thätigkeit setzen mögen (*saihvaina*), begreifen sie doch nichts,“ etc.

### E. Präsens historicum.

- a) Mc. 5, 40: *ith is usvairpands allaim ganimith attan this barnis . . . , jah galaith in . . . = αὐτὸς δὲ ἐκβαλὼν πάντας παραλαμβάνει τὸν πατέρα τοῦ παιδίου . . . , καὶ εἰσπορεύεται . . . .*
- b) Vers 15: *jah atiddjedun du Jesua, jah gasaihvand thana vodan sitandan jah gavasidana jah frathjandan = καὶ ἔρχονται πρὸς τὸν Ἰησοῦν, καὶ θεωροῦσιν τὸν δαίμονιζόμενον καθήμενον ἱματισμένον καὶ σωφρονοῦντα.*

Ueber vorliegende Stellen ist nichts besonderes zu bemerken.

Anmerkung 4. Ueberall sind aus leicht begreiflichen Gründen mit Vorliebe solche Beispiele gewählt worden, wo Simplex und Compositum desselben Verbuns neben einander gebraucht werden.

### § 31. Schluss der Beispiele zu ga-; historischer Rückblick.

Diese Beispiele, die sich mit geringer Mühe in infinitum vermehren liessen, mögen für das Präfix *ga-* genügen; denn auch fernerhin, wo von den übrigen Präfixen die Rede sein wird, werden nebenbei vielfach Beispiele mit *ga-* unterlaufen, weil eben in praxi alle möglichen Präfixe durcheinander gebraucht werden.

Da die Abschreiber des got. Textes (der „*nefarius corruptor*“ des Uppström) sich überaus oft schwere Vergehen zu Schulden kommen liessen (cf. Bernhardt, Vulfila, Einleitung pag. L, §§ 20–35), so darf es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn gerade bezüglich der Verbalpräfixe, die man meines Wissens bis dato noch keiner gründlichen kritischen Durchsicht unterzogen hat, recht viel gesündigt worden ist. Beispielsweise möchte ich hier auf eine Stelle in Luc. 10, 24 aufmerksam machen, wo das Präfix *ga-* das erste Mal ganz richtig ist, gleich darauf aber ohne allen

Zweifel (an die unrechte Stelle geraten ist: *qitha auk izvis thatei managai praufeteis jah thiudanos villedun saihvan thatei jus saihvith, jah ni gasehvun, jah hausjan, thatei jus ga-hauseith, jah ni -hausidedun* = λέγω γὰρ ὑμῖν ὅτι πολλοὶ προφῆται καὶ βασιλεῖς ἠθέλησαν ἰδεῖν ἃ ὑμεῖς βλέπετε, καὶ οὐκ εἶδον, καὶ ἀκοῦσαι ἃ ἀκούετε, καὶ οὐκ ἤκουσαν.

So wie die Stelle vorliegt, ergiebt sie absolut gar keinen Sinn (cf. Streitberg Beitr. XV. pag. 85 ff.). Es wundert mich, dass man hier nicht auch wenigstens nach dem sogen. „Parallelismus“ des got. Satzbaues — wornach bekanntlich Massman doch die Stelle in Röm. 9, 15. ganz richtig ergänzte — den Fehler erkannt hat, auf den kategorisch genug der vorausgegangene Satz hinwies.

Freilich, solange das Grundprincip der syntaktischen Verwendung der Verbalpräfixe noch nicht erkannt worden war, stand man vielen Stellen ganz ratlos gegenüber — um so mehr als es auch Stellen gab, die die falsche Fassung der soeben herangezogenen Stelle nicht unwesentlich zu unterstützen schienen, wie z. B. die ganz richtige Stellung des *ga-* in Luc. 8, 10: *ei saihvandans ni gasaihvaina jah gahausjandans ni frathjaina*. Genaueres über diese Stelle bietet § 30 D) b) ff.

Nicht uninteressant ist ein Rückblick in aller Kürze auf den historischen Gang und die Resultate der Forschung in Bezug auf das Präfix *ga-*.

Bei Gabelentz und Löbe, got. Gramm. pag. 149. Anmerk. 4 heisst es:

- a) „Betrachtet man Stellen, wie Mt. 5, 8. Mc. 13, 26. 14, 62. etc., wo ὄψομαι stets durch *gasaihvan* gegeben ist, während das Präsens *saihvan* heisst, so könnte man auf die Vermutung kommen, der Gote habe den Sinn des Fut. durch die Composition hervorheben wollen; allein obgleich sich die For-

men mit *ga-* noch oft so finden, so finden sich doch auch *Simplicia* für das Futurum, z. B. *δῶσω* giebt er stets durch *giba*.“

Und *ibid.* Anmerkung 5:

- β) „Auch setzt er den Indicativ für Präs. und Fut. nebeneinander: Joh. 14, 12 *saei galaubeid mis tho vaurstva, thoei ik tauja (ποιῶ), jah is taujith (ποιήσῃ) jah maizona thaim taujith (ποιήσῃ)*; II. Tim. 2, 12: *jabai afaikam (ἀρνούμεθα) jah is afaikith (ἀρνήσεται) uns*; II. Cor. 11, 18: *hvopand jah ik hvopa = καύχωνται καὶ γὰρ καυχῆσομαι*; II. Cor. 1, 10: *izei us svaleikaim dauthum uns galausida jah galauseith, du thamma venidedum ei galauseith = ὅς ἐκ τηλικούτου θανάτου ἡμᾶς ἐρρύσατο καὶ βύεται, εἰς ὃν ἠλπίζαμεν ὅτι καὶ ἔτι βύσεται*.“

*Ibid.* pag. 147. Anmerkung zu c. c) heisst es:

- γ) „Eine bestimmte Regel, wann jede dieser drei Ausdrucksweisen [es ist vorhin nämlich davon die Rede, wie der griech. Aor. im Got. wiedergegeben werden kann,] stehe, lässt sich schwerlich angeben, **der Unterschied** [im Gebrauch der *Simplicia*, *Composita* und Umschreibungen] **scheint individuell zu sein**. Stellen, wo verschiedene Ausdrucksweisen neben einander stehen, wie Joh. 13, 31: *nu gasveraidis varth (ἔδοξάσθη) sunus mans jah guth hauhiths ist (ἔδοξάσθη) in imma*, zeigen allerdings, dass *varth* mehr historisch steht, ist das Bleibende, in seiner Wirkung Fortdauernde anzeigt; übrigens ist dies eine der Stellen, wo die Uebersetzung vorzüglich das scharfe Eindringen des Uebersetzers in den Sinn des Originals bekundet. I. Cor. 7, 22.

steht saei haitans ist und saei haitada freilich ohne merklichen Unterschied für κληθεῖς.“

Da vorliegende Stellen sich ohne jeglichen Zwang den bisher entwickelten Regeln fügen, so braucht man über sie fast gar keine weiteren Worte zu verlieren. Sie sind hier eigentlich nur als redende Beispiele des unsicheren Herumtappens auf dem damals noch wenig bekannten Gebiete der got. Tempora und Verbalpräfixverhältnisse angeführt worden.

Zu γ) muss ausserdem bemerkt werden, dass dort das sprachliche Factum allerdings richtig constatiert wird, aber der Grund dieser Bedeutungsunterschiede ist verkannt worden; denn die Ursache der angegebenen Nuancierungen des Sinnes in „gasveraidis varth“ und „hauhiths ist“ liegt keineswegs in „varth“ und „ist“, sondern in „gasveraidis“ und „hauhiths“, da die erstere eine vollendete, die zweite aber eine dauernde Form ist. Ebenso verhält es sich mit der Corintherstelle; denn „haitans ist“ musste = „haitada“ = κληθεῖς sein, da beide die unvollendete Form haben.

Zu der in β) angeführten Stelle II. Cor. 1, 10 bemerkt Bernhardt in seiner Vulfilausgabe, — wo er ganz sinnwidrig beidemale galauseith mit ῥύσεται im accomodierten griech. Text ansetzt, obgleich andere Codices auch die Lesart ῥύεται und dann darauf ῥύσεται haben, was dem Sinne der Stelle entschieden am besten entspricht und wie auch Luther sie übersetzt hat:

„Dass Vulfila das Futur vorfand, schliesse ich daraus, dass er das folgende ῥύσεται auch durch galauseith gab; hätte er zuerst Präsens, darauf Futur gelesen, so hätte er letzteres nicht auf dieselbe Weise, sondern durch eine Umschreibung gegeben.“

Dass dieses Argument durchaus nicht zwingend genannt werden darf, zeigen Stellen, wo der Gote sehr oft ohne wei-

teres Präsens und Futurum formell ungeschieden neben einander gestellt hat und zwar sowohl in unvollendeter, als auch vollendeter Form, wie z. B. Joh. 14, 12: tauja = παιῶ und taujiþ = ποιήσει, II. Tim. 2, 12: afaikam = ἀρνόμεθα und afaikith = ἀρνήσεται. etc. etc.

Die drei Formen des galausjan an vorliegender Stelle entsprechen den drei got. Zeitstufen des Compositums.

Zu dem ibid. vorkommenden venidedum meint Bernhardt:

„Das Präsens würde dem Sinne besser entsprechen.“

Ein Vergleich mit ἠλπίζαμεν und dem ihm entsprechenden venidedum ist äusserst instructiv. Das griech. Perf. muss hier als Präsens aufgefasst werden, da das Hoffen (das Resultat der Handlung) fortdauernd gedacht wird (cf. κεραιμῆται, und ähnliche Verba). Das got. Perfect dagegen durfte nicht als Präsens aufgefasst werden, da es mit absoluter Consequenz jegliche Dauer ausschliesst; darum hat der Gote hier sein Imperfect eingesetzt, das eben den Begriff der Dauer involvierte und daher auch, wenn man nur die Handlung als eine fortdauernde sich vorstellte, sehr leicht in Gegenwart umschlagen könnte, als eine präteritale Form jedoch dem ἠλπίζαμεν möglichst nahe stand. Da nun der Gegenstand des Hoffens einzig und allein in der Zukunft liegen kann, muss das letzte galauseith unbedingt ein Futurum sein; des Gegensatzes halber aber kann dem Futurum — da das Prät. schon vorausgeschickt worden war — nur eine Präsensform vorausgegangen sein, widrigenfalls eine unerträgliche Tautologie entstanden sein würde. Um die Ungeniessbarkeit dieser schon a priori höchst unhaltbaren Lesart anschaulich zu machen, setze ich sie in griech. Fassung hierher: ὅς ἐκ τηλικούτου θανάτου ἐρρύσατο ἡμᾶς καὶ ῥύσεται, εἰς ὃν καὶ ἠλπίζαμεν ἕτι καὶ ῥύσεται.

Ueber J. Grimm, Schleicher, Martens, etc. vergl. Streitberg, Beitr. XV, pag. 78 ff. und a. a. O.

### § 32. Verschiedene Beispiele.

- a) Marc. 5, 16: jah spillodedun (διηγῆσαντο) im thaiei gasehvun.  
 b) Luc. 9, 10: Jah gavandjands sik apaustauleis usspillodedun imma, sva filu sve gatavidedun = ὑποστρέφαντες οἱ ἀπόστολοι διηγῆσαντο αὐτῷ ὅσα ἐποίησαν.

Der Unterschied der got. Ausdrucksweise gegenüber dem griech. διηγῆσαντο an beiden Stellen wird klar, wenn man erwägt, dass spillodedun = „erzählten“, usspillodedun aber = „meldeten“ bedeutet. Die Stelle sub b) zeigt also, dass der Gote die Jünger ihrem Meister gegenüber in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniss setzte.

Anmerk. 1. Vollkommen unberechtigt ist es, wenn E. Schulze in seinem got. Glossar dem uspillon neben der richtig angesetzten Bedeutung „melden“ noch eine andere zuschreibt, nämlich „ausführlich verkündigen.“ „Ausführlichkeit“ kann man allenfalls sich mit der Dauer resp. mit dem Simplex in Verbindung gesetzt denken, aber auf keinen Fall mit dem Compositum, das gerade im Gegenteil consequent jede Ausführlichkeit ausschliesst und eben das Momentane zum Ausdruck gelangen lässt. Gesetzt, Schulze's Angabe sei richtig, so müsste dann doch auch usfilhan bedeuten „ausführlich begraben“; denn filhan: usfilhan = spillon: uspillon. — Dies dürfte übrigens in dem sonst sehr brauchbaren Glossar nicht die einzige Stelle sein, wo ein derartiger Irrtum vorkommt. —

- c) Luc. 14, 11 und 18, 14: Unte hvazuh saei hauheith sik silba, gahnaivjada, jah saei hnaiveith sik silba, ushauhjada = ὅτι πᾶς ὁ ὑψῶν ἑαυτὸν, ταπεινωθήσεται, καὶ ὁ ταπεινῶν ἑαυτὸν ὑψωθήσεται.  
 d) Luc. 1, 52: gadrausida mahteigans af stolum jah ushauhida gahnaividans = καθεῖλεν δυνάστας ἀπόθρονων καὶ ὑψωσεν ταπεινούς.  
 e) Matth. 8, 17: sa unmahtins unsaros usnam (ἔλαβεν), jah sauhtins usbar (ἐβάστασεν).

Luther: „Er hat unsere Schwachheit auf sich genommen, und unsere Seuche hat er getragen.“

- f) 1) Luc. 15, 1: Vesunuth . . . nehvjandans (ἐγγίζοντες) jah hausjan imma.  
 2) Marc. 14, 41: sai sa levjands mik atnehvida (ἤγγικεν).  
 g) 1) Ibid. 47: Ith ains . . . uslukands (σπασάμενος) hairu sloh (ἔπαισεν) skalk . . . jah afsloh (ἀψείλεν) imma auso.  
 2) Joh. 18, 10: . . . uslauk (ἐῤκυσεν) jah sloh (ἔπαισεν) skalk jah afmaimait (ἀπέκοψεν) imma auso.  
 h) Mc. 14, 51: jah gripun (κρατοῦσι) is . . .

Hier ist die unvollendete H. durch das Simplex besonders deutlich gekennzeichnet. Zu der Stelle sub h) bemerkt Bernhardt, Vulfilaausgabe, Fussnote:

„Der Genetiv is steht dem partitiven nahe [?] und bezeichnet die ‚gehemmte, modifizierte Wirkung‘; Gr. IV, p. 646: ‚sie griffen nach ihm.‘“

Die Grimmsche Wiedergabe der vorliegenden Stelle ist vorzüglich; aber da Bernhardt den Unterschied zwischen Simplex und Compositum nicht kennt, überträgt er dem Object is eine Function, die dem gripun gebührt, das ja die „gehemmte, modifizierte Wirkung“ (= unvollend. H.) zum Ausdruck bringt; denn is ist von gripun abhängig, nicht aber umgekehrt!

- i) Ibid. 52: ith is bileithands (καταλιπὼν) . . . gathlauh (ἔφυγεν = entfloh, entkam).  
 k) 1) Mc. 5, 41: jah fairgraip (κρατήσας) bi handau (τῆς χειρὸς) . . .  
 2) Luc. 8, 54: usdreibands allans ut (ἐκβαλὼν) jah fairgreipands (κρατήσας) handu . . .  
 3) Mc. 9, 27: ith Jesus undgreipands (κρατήσας) bi handau urraisida (ἔγειρεν) ina jah usstoth (ἀνέστη).

- 4) Luc. 9, 47: ith J. gasaihvands (ἰδῶν) . . . fair-greipands (ἐπιλαβόμενος) barn gasatida (ἔστησεν) faura sis.
- 5) Mc. 1, 31: jah duatgaggands (προσελθὼν) urraisida (ἤγειρεν) tho undgreipands (κρατήσας) handu izos.
- 6) Mc. 12, 8: undgreipandans (λαβόντες) ina usqemun (ἀπέκτειναν) jah usvaurpun imma ut (ἐξέβαλον) us thamma veinagarda.
- 7) Mc. 12, 12: Jah sokidedun (ἐζήτουν) ina undgreipan (κρατῆσαι).

Hier sehen wir die Präfixe und- und fair-, die sonst sich gar nicht so nahe liegen, ganz promiscue gebraucht, ohne dass die griech. Vorlage sie bedingte, und wo sie erscheinen, handelt es sich ausnahmslos um die vollendete Handlung.

Anmerkung 2. Besonders lehrreich in Bezug auf Simplicia und Composita sind die beiden Beispiele sub g).

Anmerkung 3. Man beachte, wie oft in diesen Beispielen überhaupt griech. Simplicibus got. Composita gegenüberstehen.

### § 33. Fortsetzung: Composita.

#### A.

- a) Luc. 18, 31—33: Ganimands (παραλαβὼν) than. . . qath du im: sai usgaggam (ἀναβαίνομεν) in Jairusalem, jah ustiuhada (τελεσθήσεται) all thata gamelido (τὰ γεγραμμένα) . . atgibada (παραδοθήσεται) auk thiudom jah bilaikada (ἐμπαιχθήσεται) jah anamahtjada (ὀβρισηθήσεται) jah bispeivada (ἐμπυρσθήσεται) jah usbliggvandans (μαστιγώσαντες) usqimand (ἀποκτενοῦσιν) ina, jah . . . usstandith (ἀναστήσεται).
- b) Parallelstelle hierzu Mc. 10, 32—34: andnimands (παραλαβὼν) dugann qithan thoei habaidedun ina gadaban (τὰ μέλλοντα αὐτῷ συμβαίνειν) . . . usgaggam (ἀναβαίνομεν) in J. jah sunus mans atgibada (παραδοθήσεται) . . . jah gavargjand (κατακρινοῦσιν)

ina dauthau (jah atgiband) . . jah bilaikand (ἐμπαίξουσιν) ina jah bliggvand (μαστιγώσουσιν) ina jah speivand ana ina (ἐμπύρσουσιν αὐτῷ) jah usqimand (ἀποκτενοῦσιν) imma jah usstandith (ἀναστήσεται).

- c) Mc. 9, 31: atgibada (παραδίδοται), jah usqimand (ἀποκτενοῦσιν) . . . jah usqistiths (ἀποκτανθεῖς) . . . usstandith (ἀναστήσεται).

Alles hält sich hier in dem Rahmen des bisher Dargelegten. Die zwei Simplicia bliggvan und speivan bei Mc. gegen usbliggvan und bispeivan bei Luc. sind hier ebenso am Platze (und teilweise auch durch die Construction bedingt), wie dort die Composita. Hervorgehoben zu werden verdient noch, dass Luc. die Stelle in passiver, Mc. dagegen in activer Fassung zeigt.

#### B.

- a) Mt. 27, 2—10: jah gabindandans (δήσαντες) ina gatauhun (ἀπήγαγον) jah anafulhun (παρέδωκαν) Pauntiau P. thanuh gasaihvands (ἰδῶν) Judas sa galevjands (παραδιδούς) ina, thatei du stauai gatauhans varth (κατεκρίθη), idreigonds (μεταμεληθεῖς) gavandida (ἀπέστρεψεν) thans thrins tiguns . . . qithands (λέγων): fravaurhta (ἤμαρτον) mis galevjands (παραδούς) bloth . . . jah atvairpands (ρίψας) thaim . . . afflaith (ἀνεχώρησε) jah galeithands (ἀπελθὼν) ushaihah sik (ἀπήγεατο) . . . thai gudjans nimandans (λαβόντες) . . . qethun (εἶπον): ni skuld ist lagjan (οὐκ ἔξεστιν βαλεῖν) . . . garuni than nimandans (λαβόντες) usbauhtedun (ἠγόρασαν) . . . du usfilhan (εἰς ταφὴν) . . . haitans varth (ἐκλήθη) und hina dag . . . Thanuh usfullnoda (ἐπληρώθη) . . . usnemun (ἔλαβον) . . . thatei garahnidedun (ἐτιμήσαντο) . . . atgebun (ἔδωκαν) . . . anabaud (συνέταξε) mis frauja.

- b) Ibid. 50—53: Ith. J. aftra hropjands (κράζας) . . . affailot (ἀφῆκεν) ahman. Jah faurahah . . . disskritnoda (ἔσχισθη) . . . jah airtha inreiraida (ἔσεισθη) jah stainos disskritnodedun jah hlaivasnos usluknodedun (ἀνεψήθη) . . . urrisun (ἡγέρθη) . . . jah usgaggandans (ἔξεληθόντες) us hlaivasnom innatgaggandans (εἰσῆλθον) . . . jah ataugidedun (ἐνεφανίσθησαν) sik managaim.
- c) Ibid. 8, 14—17: gasahv (εἶδεν = erblickte) svaihron is ligandein (βεβλημένην) . . . jah attaitok (ἤψατο) handau izos, jah affailot (ἀφῆκεν) ija so heito; jah urrais (ἔγερθη) jah andbahtida imma . . . . atberun (προσήνεγκεν) du imma . . . . jah usvarp (ἔξέβαλε) . . . . jah thans ubil habandans (κακῶς ἔχοντας) gahailida (ἐθεράπευσαν), ei usfullnodedi (πληρωθῆ) thata gamelido (τὸ βήθην) . . . . usnam (ἔλαβον) jah usbar (ἐβάστασεν).

## O.

- a) Mc. 15, 43—46: anananthjands (τολμήσας) galaith inn (εἰσῆλθεν) du P. jah bath (ἤτήσατο) . . . . ith P. sildaleikida . . . . juthan gasvalt (τέθνηκεν) jah athaitands (προσκαλεσάμενος) . . . . frah (ἐπηρώτησεν) juthan gadauthnodedi (ἀπέθανεν) . . . . jah finthands (γνούς) at thamma . . . . fragaf (ἔδωρῆσατο) thata leuk . . . . jah usbugjands (ἀγοράσας) lein jah usnimands (καθελών) ita . . . . bivand (ἐνελεησεν) thamma leina jah galagida (κατέθηκεν) ita . . . . thatei vas gadraban (ἦν λελατομημένον) us staina . . . . jah atvalvida (προσεκύλισεν) stain . . . .
- b) Ibid. 12, 1—10: veinagard ussatida (ἐφότευσαν) manna jah bisatida (περιέθηκεν) ina . . . . jah usgrof (ῥουξεν) dal . . . . jah gatimrida (ῥοδόμησεν) kelikn, jah anafalh (ἔξέδοτο) ina vaurstvjam jah aflaith

aljath (ἀπεδήμησεν), jah insandida (ἀπέστειλεν) . . . skalk, ei . . . nemi (λάβη), akranis . . . ., ith eis nimandans (λαβόντες) ina usbluggvun (ἔδειραν) jah insandedun (ἀπέστειλαν) laushandjan. Jah aftra insandida (ἀπέστειλεν) . . . skalk, jah thana stainam vairpandans (λιθοβολήσαντες) gaaviskodedun (ἡτίμησαν) jah haubith vundan brahtedun jah insandedun (ἀπέστειλαν) ganaitidana (ἡτιμωμένον). Jah aftra insandida antharana; jah jainana afslohun (ἀπέκτειναν) . . . sumans usbligvandans (δέροντες) sumanzuh than usqimandans (ἀποκτείνοντες) . . . . undgreipands (λαβόντες) ina usqemun (ἀπέκτειναν) jah usvaurpun (ἔξέβαλον) ina ut us thamma veinagarda . . . . Nih thato gamelido (τὴν γραφήν) usuggvuth (ἀνέγνωτε): stains thammei usvaurpun (ἀπεδοκίμασαν) thai timrjans . . . .

- c) Ibid. 6, 27—29: jah suns insandjands (ἀποστείλας) . . . . anabauth (ἐπέταξεν) . . . . ith is galeithands (ἀπελεθών) afmaimaith (ἀπεκεφάλισεν) imma haubith . . . ., jah atbar (ἤνηγεκν) . . . . jah atgaf (ἔδωκεν) . . . ., ja so mavi atgaf ita aithein seinai. Jah gahausjandans (ἀκούσαντες) . . . . qemun (ῆλθον) jah usnemun (ῆραν) leik is jah galagidedun (ἔθηκαν) ita in hlaiva.

## D.

- a) Luc. 1, 51—53: gatavida (ἔποίησεν) svinthein . . . . distahida (διεσχόρπισεν) . . . ., gadrausida (καθεῖλεν) mahteigans . . . . jah ushauhida (ὑψωσεν) gahnai-vidans (ταπεινούς), gredagans (πεινῶντας) gasothida (ἐνέπλησεν) . . . . jah gabignandans insandida (ἔξαπέστειλεν) lausans.

- b) Ibid. 56—57: gastoth (ἔμεινεν) than Mariam . . . , jah gavandida sik (ὀπέστρεψεν) du garda seinamma. Ith Aileisabaith usfullnoda (ἐπλήσθη) mel du bairan (τεκεῖν), jah gabar (ἐγέννησεν) sunu.
- c) Ibid. 2, 6—8: . . . usfullnodedun (ἐπλήσθησαν) dagos du bairan (τεκεῖν) izai. Jah gabar (ἔτεκεν) sunu . . . , jah bivand (ἐσπαργάνωσεν) ina, jah galagida (ἀνέκλινεν) ina . . . Jah hairdjos vesun (ἦσαν) . . . thairhvakandans<sup>1)</sup> jah vitandans (ἀγραυλοῦντες καὶ φυλάσσοντες).
- d) Ibid. 20: Jah gavandidedun (ὀπέστρεψαν) sik thai hairdjos mikiljandans (δοξάζοντες) jah hazjandans (αἰνοῦντες) guth in allaize thizeei gahausidedun (ἦκουσαν) jah gasehvun (ἴδον).

Die Beispiele reden zu klar und deutlich selbst für sich, als dass hier noch etwas hinzugefügt zu werden brauchte; daher halte ich es für überflüssig, weitere Beispiele anzuführen, d. h. zu den Compositis.

### § 34. Fortsetzung: Simplicia.

Als Gegenbild zum vorigen § mögen hier einige Beispiele vorgeführt werden, wo Simplicia en masse auftreten.

#### A.

- a) Luc. 17, 27—29: etun (ἦσθιον) jah drugkun (ἔπινον), liugaidedun (ἐγάμουσιν) jah liugaidos vesun (ἐξεγαμίζοντο), und thanei dag galaith (εἰσῆλθεν) Nauel in arka, jah qam (ἔλθεν) midjasveipains jah fraquistida (ἀπόλεσεν) allans. Etun jah drugkun, bauhtedun (ἐγόραζον) jah frabauhtedun<sup>2)</sup> (ἐπώλον),

1) thairh- hat hier nur die rein-semasiologische Function zu verrichten.

2) fra- hat hier nur die rein-semasiologische Function zu verrichten.

satidedun (ἐφότευσον) timridedun (φθορόμουσιν) . . . .  
usiddja (ἐξῆλθεν) Lod . . . , rignida (ἔβρεξε) . . . .  
fraquistida . . . .

Höchst beachtenswert ist hier der Umstand, dass selbst das ἐξ-εγαμίζοντο den Goten dazu nicht bewegen konnte, ein Compositum hinzustellen, wo dem Sinne nach nur ein Simplex stehen kann. Die passivische Form der Vorlage machte es dem Uebersetzer sehr leicht, dem liugaidos etwa ein ganz anzufügen; um so bewunderungswürdiger ist aber sein Sprachgefühl, das ihn so sicher zwischen den Klippen hindurch geleitete, sofern seine sprachlichen Mittel es irgendwie erlaubten, die im grossen Ganzen genommen nicht allzureichlich bemessen waren, besonders im Vergleich zu der reichen Fülle und Beweglichkeit des Originals.

#### B.

- a) Matth. 26, 67: thanuh spivun (ἐνέπτυσαν) ana andavleizn is jah kaupastedun (ἐκολάφισαν) ina, sumaith than lofam slohun (ἐρράπισαν) qithandans (λέγοντες): praufetei (προφήτευσον) unsis . . . hvas ist sa slahands (παίσις) thuk?
- b) Marc. 14, 65: Jah dugunnun sumai speivan (ἐμπτύειν) ana vlit is jah huljan (περικαλύπτειν) andvairthi is jah kaupatjan (κολαφίζειν) ina; jah qethun (ἔλεγον) du imma: praufetei (προφήτευσον), . . . jah lofam slohun (βαπτισμασι ἔλαβον) ina.

Besonders wichtig für uns ist hier die Wiedergabe von ἐμπτύειν sowohl bei Matth. als auch bei Marc. durch das Simplex speivan, und bei Marc. περικαλύπτειν durch huljan — um so mehr als der Gote ja entsprechende Composita besass, z. B.

Luc. 18, 32: ἐμπυσθήσεται = bi-speivada, etc.

## c.

- a) Matth. 6, 25—26 und 28: ni maurnaith (μεριμνᾶτε) . . . hva matjaith (φάγητε) jah hva drigkaith (πίητε), . . . leika . . . hve vasjaith (ἐνδύσηθε). Insaihvith (ἐμβλέψατε) du fuglam himinis, thei ni saiand (σπερουσιν) nih sneithand (θεριζουσιν) nih lisand (συνάγουσιν) in banstins, jah atta . . . fodeith (τρέφει) ins. Jah bi vastjos hva saurgaith (μεριμνᾶτε)? Gakunnaith (καταμάθετε) blomans . . . hvaiva vahsjand (αὐξάνουσιν); ni arbaidjand (κοπιῶσιν) nih spinnand (νήθουσιν).

Ausser maurnan, saurgan und spinnan sind von allen anderen hier vorkommenden Verba auch Composita belegt. Um so höher ist die Consequenz des Uebersetzers anzuschlagen, dass er, um seinem Princip getreu zu bleiben, ἐνδύσηθε mit vasjaith (Simplex) wiedergiebt, wo doch z. B. Marc. 15, 17 ἐνδύουσιν (= Präs. hist.) = ga-vasidedun und ibid. Vers' 20 ἐνέδυσαν = gavasidedun steht. Ebenso selbständig ist συνάγουσιν durch lisand übersetzt worden, wogegen in Joh. 15, 6 συνάγουσιν = galisada steht, weil dort die vollendete Form erforderlich war.

Anmerkung. Maurnan, saurgan und spinnan kommen selten vor; wo sie jedoch gebraucht werden, ist die dauernde Form stets durch den Sinn der betr. Stellen bedingt. So kommt spinnan nur an vorliegender Stelle einmal vor, maurnan im Ganzen 4 mal und saurgan 6 mal (cf. Schulze's got. Glossar).

## Schluss.

Zum Schluss mögen mir nur noch ein paar Bemerkungen gestattet sein.

Die reduplicierenden Verba sind nicht speciell abgehandelt worden, weil sie sich genau den übrigen anschliessen. —

Der vielgenannte got. „Parallelismus,“ d. h. die scheinbar rein äusserliche Conformität der Verba namentlich im zusammengesetzten Satze ist lediglich ein Reflex des Perfectivierungsprincips dieser Sprache, — mithin durchaus kein leichtentbehrlicher, überflüssiger Schmuck, hervorgerufen durch das Streben nach möglichst symmetrisch geordneten Satzgliedern, sondern eine im innersten Wesen der Sprache selbst begründete hochwichtige Erscheinung, ein integrierender Teil der got. Syntax.

Die angebliche Willkür in der Anwendung der Verbalpräfixe erweist sich also bei näherer Betrachtung als eine besonders streng durchgeführte Regel und steigert unwillkürlich unsere Hochachtung vor den altehrwürdigen germanischen Klängen und vor dem Manne, der sie mit solcher Meisterschaft zu handhaben verstand und der Welt gezeigt hat, dass man auch im Kleinen gross sein kann. Möge der grosse Gote hin und wieder den oft sehr dunklen Sinn des Originals nicht richtig aufgefasst haben; möge er hier und da seiner Muttersprache Gewalt angethan haben, um in ihr ungewohnte fremde Wendungen wiederzugeben: immerhin ist und bleibt sein Werk ein ehrenvolles Zeugniß strebenden Menschengeistes, ein monumentum aere perennius, das wie ein Fels aus grauer Vergangenheit in die Gegenwart hereinragt und dessen weitere Erforschung ohne Zweifel noch manchen brauchbaren Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Germanischen zu Tage fördern dürfte.

# Thesen.

---

1. Unter den idg. Einzelsprachen steht das Englische lautlich und flexivisch dem Idealbilde progressiver Sprachentwicklung am nächsten.
  2. An den beiden Factoren der lautlichen und syntaktischen Entwicklung besitzt die Sprachforschung ein Correctiv, an der Hand dessen sie die eventuelle Richtigkeit der Rückschlüsse über die relative Altersstufe einer Sprache prüfen kann.
  3. Zur Ermittlung der Entwicklungsstufe einer Sprache ist unter anderem auch stets ein genaues Eingehen in die allgemeinen Culturverhältnisse der Träger der betreffenden Sprache erforderlich.
  4. Die estnische Orthographie als eine phonetische hat die Pflicht, die in dieser Sprache eine so wichtige Rolle spielende Dreistufigkeit der Laute auch graphisch zur Darstellung gelangen zu lassen.
  5. Functionen selbst sterben in der Sprache nicht ab, wohl aber die Träger derselben, die daher stetigem Wechsel unterworfen sind.
  6. Den anderen estnischen Vocalen gegenüber nimmt das als Attrahens sowohl progressiv als auch regressiv wirkende a eine besonders dominierende Stellung ein.
  7. Die Trennbarkeit der alti. Verbalpräfixe von ihrem Verbum und dieselbe Erscheinung im Nhd. gehen auf einen grundverschiedenen Ursprung zurück.
  8. Das estn. Subst. „rebane“ (Fuchs) ist ein Adjectivum und geht aufs russ. „рыбой“ zurück.
  9. In Sprachen, die ursprünglich das Genus unterschieden, kann dasselbe verloren gehen, und umgekehrt kann in Sprachen, die ursprünglich kein Genus unterschieden, sich dasselbe im Laufe der Zeit entwickeln.
  10. Je weiter die Sprachen sich entwickeln, desto monotoner werden ihre Vocale.
  11. Die Einsilbigkeit des Chinesischen ist das Product jahrtausendelanger Entwicklung, die diese Sprache durchgemacht hat.
-